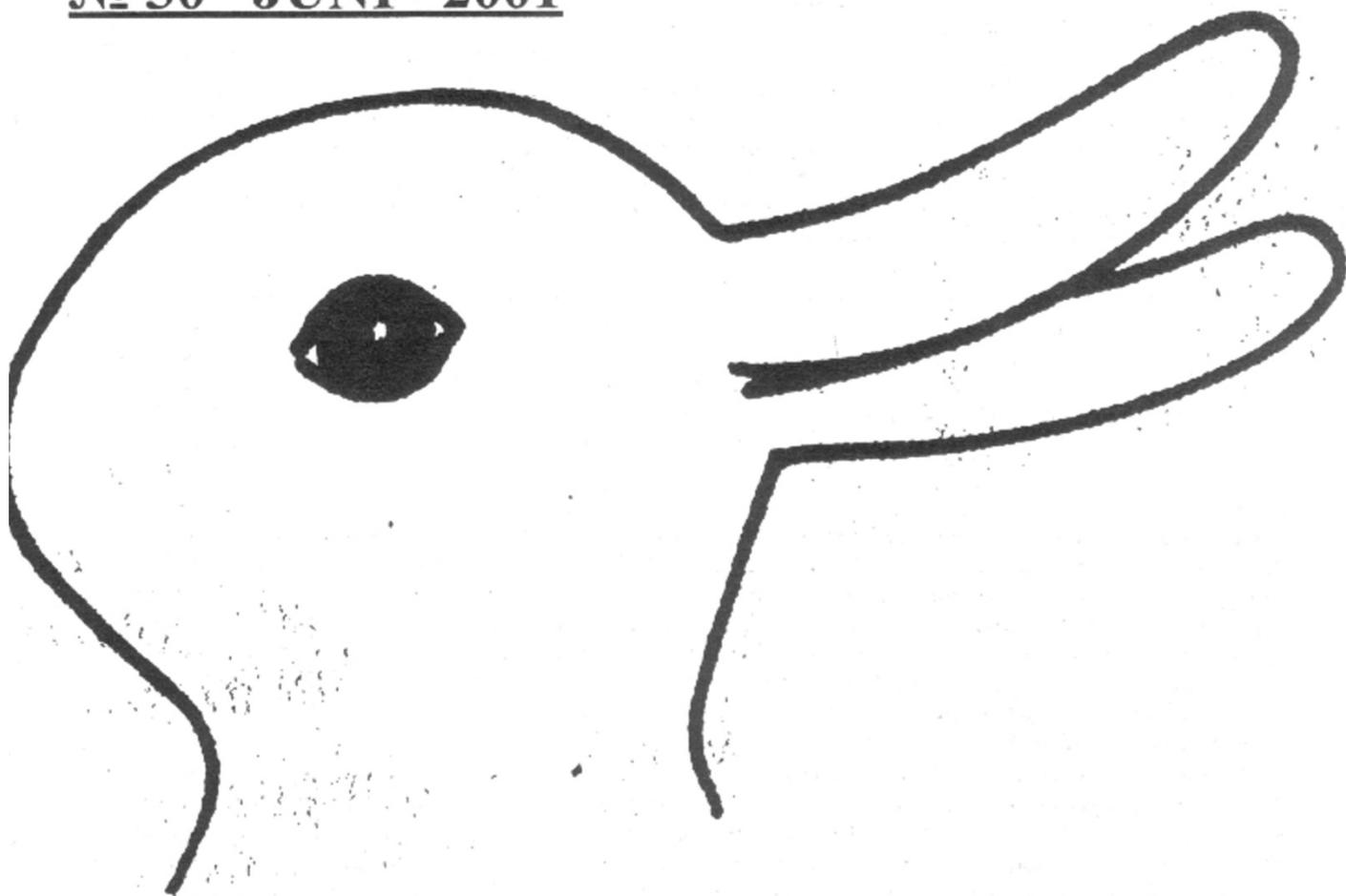


CAPRI. ZEITSCHRIFT

FÜR SCHWULE GESCHICHTE

№ 30 JUNI 2001



HASE ODER ENTE?

*Nietzsche oder Stirner? Jesus oder Hitler?
Geschlecht oder Charakter? Männchen oder Weibchen?
Lesbos oder Capri? Wirtschaft oder Gesellschaft?
Testium non datur = „Das 3. Geschlecht grüßt das 3. Reich.“*

CAPRI IST EINE ZEITSCHRIFT FÜR SCHWULE GESCHICHTE, DIE DAS SCHWULE MUSEUM BERLIN SEIT 1987 HERAUSGIBT. CAPRI ERSCHEINT MIT IDEALISTISCHSTER UNTERSTÜTZUNG DES AUTONOMEN SCHWULENREFERATS DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN UND WIRD VOM VERLAG PIKANTJE VAN ANTJE IN NEU-AMSTERDAM PRODUZIERT.

ISSN 1431-8024 REDAKTION: Manfred Herzer, Blücherstraße 61, 10961 Berlin E-Mail: HOMO3000@T-ONLINE.DE

IN DIESER AUSGABE: F. NIETZSCHE IN MEMORIAM (ED. BERTZ 1900) – NIETZSCHE, GIDE & ICH (KL. MANN 1952) – NIETZSCHE-JUBILÄUM: OI! WARNING. SCHWEIGEN DER SCHWUCHTELN (HERZER) – DER UR-FASCHIST & DIE URANIER (HERZER) – DER KOMET VON FERSEN (SNYDERS) – HOMOSEXUELL & JUDE: LUDWIG MEYER (EWERS) – BUCHBESPRECHUNG: PRINZ HEINRICH-BIOGRAFIE (TORNOW)

Die vier ersten Beiträge in der vorliegenden CAPRI-Ausgabe betreffen den Anteil schwuler Männer an der Nietzsche-Rezeption und Nietzsche-Popularisierung. Dabei geht es nicht um die Frage, ob es besondere Unterschiede gibt zwischen dem schwulen und dem sonstigen Nietzscheanertum, denn solche Unterschiede gibt es natürlich nicht. Die Differenzen zwischen den schwulen Nietzsche-Fans waren offensichtlich ähnlich groß und vielgestaltig wie unter den Heterosexuellen beiderlei Geschlechts. Einer speziellen Schwierigkeit sahen sich allenfalls die Nietzscheanerinnen ausgesetzt, die den extremen Frauenhass und die Frauenverachtung ihres Idols irgendwie weginterpretieren mussten, ähnlich wie sich die zahlreichen jüdischen Nietzsche-Bewunderer mit Nietzsches Judenhass, der sogar noch die seinerzeitigen christlichen Antisemiten überbot, auseinandersetzen mussten. Im Beitrag »Der Ur-Faschist und die Uranier« in diesem Heft wird auch gezeigt, wie Magnus Hirschfeld der Bemühung Elisabeth Förster-Nietzsches widerspricht, die Frauenfeindlichkeit Nietzsches zu verharmlosen.

Der Nachruf zu Nietzsches Tod auf Seite 3 ff. soll der Einstimmung in das Thema dienen. Er war zuerst in der »Belletristisch-Literarischen Beilage der Hamburger Nachrichten Nr. 35« von Sonntag, dem 2. September 1900 erschienen und gibt recht gut das damalige durchschnittliche Nietzsche-Bild der wilhelminischen Epoche wieder. Sein Autor, der Potsdamer Schriftsteller Eduard Bertz (1850-1931), war zu der Zeit, um 1900, in Magnus Hirschfelds Wissenschaftlich-humanitärem Komitee tätig. Bereits 1898 hatte er die Petition gegen den § 175 RStGB unterschrieben und war mit Aufsätzen über Walt Whitman und Xavier Mayne Autor des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen.

Bertzens Nietzsche-Nachruf erhielt die CAPRI-Redaktion freundlicherweise von dem Bertz-Forscher Wulfgang Stahl in Basel. Stahl hat 1997 Bertz' Buch »Philosophie des Fahrrads« im Paderborner Snayder Verlag neu herausgegeben. Bertz macht darin neben anderem längere Ausführungen über Nietzsche und Stirner, allerdings nicht über beider Verhältnis zum Radfahren, sondern mehr über ihre Ansichten zu Fragen der Moral, die natürlich auch für Radler und Radlerinnen bedeutsam sein können. Der Anhang zur »Philosophie des Fahrrads« enthält übrigens eine erste Übersicht zu Leben und Werk sowie ein Porträtfoto des nahezu vergessenen Autors Eduard Bertz.

Die beiden Zitate aus Klaus Manns Autobiografie auf Seite 7 sollen belegen, dass Thomas Manns Nietzscheanertum von dem Sohn Klaus im wesentlichen imitiert wurde. Die Bewunderung für Nietzsches Prosalstil und das Mitgefühl für seine seelischen und körperlichen Krankheiten waren bei Vater und Sohn gleichermaßen quasi grenzenlos. Nietzsches Lehren wurden jedoch von Thomas und Klaus Mann weitgehend als Ausdruck einer »hysterischen Romantik« abgelehnt. Lediglich das Ausmaß der Ablehnung veränderte sich im Laufe der Jahrzehnte und scheint bei beiden unterschiedlich gewesen zu sein, ohne dass es darüber zu einer Kontroverse kam. Eine Differenz der Generationen mag hier eine Rolle spielen. Die Faszination, die in den 1890er Jahren auf die damals jungen Intellektuellen von Nietzsche ausging, war wohl ungleich heftiger als bei denen, die, wie Klaus Mann 1906 oder später geboren wurden.

Im Wendepunkt erzählt Klaus Mann auch von seinen Besuchen bei dem verehrten Dichter Gottfried Benn, der um 1930 den jungen schwulen Klaus mit Kaffee und Streuselkuchen in den Räumen seiner Kreuzberger Arztpraxis für Haut- und Geschlechtskrankheiten empfing: »Wir plauderten über Dichter. Manchmal verschwand er auf ein paar Minuten ins Nebenzimmer, wo es Patienten gab. »Dumme Geschichte«, bemerkte er wohl nachher. »Verschleppter Tripper. Warum kommt sie nicht rechtzeitig, die hirnlöse Person?« Dann wurde wieder über Literatur gesprochen. Wir verstanden uns, in literarischen Fragen. Er liebte Nietzsche (den er verhängnisvollerweise wörtlich nahm), Hölderlin, Rimbaud [...] Dr. Benn grimassierte, wenn er an die gerechte Verteilung der irdischen Güter, die Organisation des internationalen Friedens, die Mission des Völkerbundes dachte. All dies galt ihm als schales »Neunzehntes Jahrhundert«, öde Humanitätsduselei, völlig untragisch und unheroisch. Der Nationalsozialismus hingegen, das war etwas anderes! Nicht ganz sympathisch vielleicht, aber dynamisch, interessant, voll grausig-attraktiver Möglichkeiten! Der nietzschetrunkene Dermatologe war angenehm berührt von dem antihumanistischen, antichristlichen Radikalismus, der irrationalen Vehemenz der Hitler-Bewegung.« (Der Wendepunkt, S. 347 f.)

* * *

Und noch ein Zitat, das irgendwie ganz gut dazu passt (zu Dr. Benn, Klaus Mann und unserem Ur-Faschisten): „No one to fuck me in the ass“, singt Allen Ginsberg ungefähr im gleichen Alter, Benn ist jetzt fast 47, niemand mehr da, der Lust hätte, mich in den Arsch zu ficken, auch sonst nichts mehr mit Lüsten, macht sich also mit dem Gefühl vertraut, »Father Death« wäre so unwillkommen nicht, sollte er demnächst sich nähern – Come, Father Death – es ist der Schritt ins eigene Herzerreißende, der einen davor bewahrt, andere zu zerreißen. Es öffentlich auszusprechen schockiert ein paar Idioten, aber es bewahrt davor Faschist zu werden. Das Rettende sagt Benn öffentlich nicht;...“ (K. Theweleit: Gottfried Benn Ali greift nach der Krone, in: Inszenierung der Macht – Ästhetische Faszination im Faschismus, Berlin 1987, S. 203)

Friedrich Nietzsche. In memoriam.

Wenn ein großer Mensch durch den Tod aus seinem Schaffen gerissen wird, geht eine Klage durch die Welt, die sein Hingang ärmer zurückläßt; aber als Friedrich Nietzsche am 25. August für immer die Augen geschlossen hatte, vernahmten seine Verehrer die Todeskunde mit einem stillen Dankgefühl; denn seit mehr als elf Jahren schon war der hohe Geist aus seiner Hülle entwichen. Es war ihm nicht vergönnt gewesen, diesem grauisigen Schicksal, wie er gehofft, durch den freien Tod zuvorzukommen; unversehens hatte die Umnachtung ihn überrascht, die er schon lange gefürchtet. Er ist eins der vielen Beispiele, die zu der Theorie geführt haben, daß Genie und Wahnsinn mit einander verwandt sind, und er hielt sich selbst für erblich belastet. Die Verfasserin seiner Lebensgeschichte, Frau Förster-Nietzsche, irrt, wenn sie seine ganze Krankheit als Folge der Ruhr betrachtet, die er sich 1870 in Frankreich als freiwilliger Krankenpfleger zugezogen; denn schon als Knabe auf dem Gymnasium in Naumburg und später in Schulpforta litt er an jenen Kopf- und Augenschmerzen, die sich später so sehr verschlimmern sollten. Durch den mehrjährigen Gebrauch von Chloral als Schlafmittel während seiner letzten Arbeitsjahre ist der Eintritt der Katastrophe dann beschleunigt worden.

Trotzdem wird kein wirklicher Kenner seiner Werke behaupten, daß sie Erzeugnisse des Irrsinns seien, wie es einzelne seiner Gegner gethan haben, die seine paradoxen Sätze lediglich vom Hörensagen kannten. Nur in den Schriften aus den Schlußjahren seiner Productivität, der »Götzendämmerung«, dem »Anti-

christ« und den Kampfbüchern gegen Richard Wagner entdecken wir die Spuren einer krankhaften Excitation und beginnender Verworrenheit; folgerichtiger, klarer und lichtvoller dagegen als in den Arbeiten, die diesem Abschluß vorausgingen, hat nie ein Denker sich geäußert. Ja, seine geistige Gesundheit in der Periode seiner reichsten Schaffenskraft ist um so gewisser, als es feststeht, daß seine unerbittlichen Schlüsse nicht aus der Leidenschaft, sondern aus dem kalten Verstande hervorgingen, und daß sein weiches Herz fortdauernd mit dem Kopfe im Widerspruch lag. Er, der gegen jede Gefühlsschwäche Krieg führte und die Zukunft der Menschheit wie einen mathematischen Beweis aus der reinen Vernunft ableiten wollte, war der zartfühlendste, rücksichtsvollste, mitleidigste, liebesbedürftigste der Menschen. Wenn man ihn tadeln will, so kann es nur geschehen, weil er zu wenig, nicht weil er zu sehr auf die Stimme des eigenen Herzens gelauscht hat. Das hindert nicht, daß er ebenso sehr Künstler wie Denker war; denn das Künstlerische offenbart sich bei ihm wesentlich in der Form. Gerade dies ist aber die Ursache seiner ungeheuren Wirkung auf die Zeitgenossen. Man würde ihn zu unseren feinsten, überredungskräftigsten und bezauberndsten Schriftstellern rechnen müssen, auch wenn sein ganzes Gedankensystem sich vor der strengeren Prüfung als hinfällig erweisen sollte. Zudem bietet er als menschliche Persönlichkeit eines der wunderbarsten Probleme, die den Psychologen beschäftigen können.

Wie so viele hervorragende Geister unserer Literatur ent-

stammte er einem protestantischen Pfarrhause. Es ist nicht überraschend, daß seine kritisch veranlagte Natur sich in den Mannesjahren mit Erbitterung gegen die Glaubenslehren wandte, an denen seine Jugend sich erbaut hatte; ebenso verständlich aber und aus der ererbten christlichen Gefühlsweise erklärlich ist es, daß er auch in den Jahren der schroffsten Verneinung den religiösen Grundzug seines Wesens bewahrte. In der That, an Tiefe des sittlichen Ernstes war dieser Immoralist nicht ärmer als die fanatischen Asketen, die er befehdete. Nach dem frühen Tod seines Vaters zog seine Mutter mit ihm und der jüngeren Schwester nach Naumburg, wo er unter der zärtlichen Obhut eines Frauenkreises heranwuchs. Wir sehen ihn dort als ein frühreifendes, geistig ungemein regsames, dabei ernstes Kind und erkennen schon damals in seinem Wesen die Grundzüge eines edlen, reinen Charakters, dem jede gemeine Regung fremd war. Er durfte sich frei entwickeln und ungestört seine reichen dichterischen und musikalischen Anlagen zur Entfaltung bringen. Die letzteren waren so bedeutend, daß er die Musik beinahe als Lebensberuf gewählt hätte. Die Familie befand sich in sehr günstigen Verhältnissen, und so waren ihm, zumal die schöne Harmonie seiner Kräfte ihm innere Stürme fernhielt, bis zum Ausbruch seiner Krankheit alle schweren Kämpfe erspart, ja er wurde in seinem Fortkommen ganz ungewöhnlich vom Glück begünstigt. Er studierte in Bonn und Leipzig classische Philologie, war ein Lieblingsschüler Ritschls und wurde auf dessen Empfehlung, noch ehe er promovirt hatte, als

vierundzwanzigjähriger Jüngling zum Professor an der Universität Basel ernannt, worauf die Facultät in Leipzig ihm das Doctor-diplom ohne vorhergegangene Prüfung nachsandte.

Außer seinen Vorlesungen nahm ihn in Basel der Unterricht am Pädagogium in Anspruch. Da es ihm indessen noch an Erfahrung gebrach, so stellten diese Pflichten hohe Anforderungen an seine Kräfte. Sie brachten ihn auch in schmerzlichen Conflict mit sich selbst, weil sie ihn hinderten, sich geistig so auszuleben, wie es sein Schaffenstrieb verlangte. In diese Zeit fallen seine Freundschaftsverhältnisse mit seinem älteren Collegen Jakob Burckhardt und mit Richard Wagner, die beide auf seinen Entwicklungsgang den nachhaltigsten Einfluß ausübten. Dann kam seine Theilnahme an dem französischen Kriege, freilich nicht mit der Waffe, die er als Schweizer Bürger nicht führen durfte. Von da an wurde die Krankheit in seinem Leben mächtig; sie nöthigte ihn zuerst, sich auf ein Jahr beurlauben und schließlich, 1879, sich pensioniren zu lassen. Und nun begann das unstete Wanderleben in Italien und der Schweiz, das alle seine edelsten Werke zeitigte. In der unglaublichen und unerhörten Intensität, mit der sein Geist während dieser Jahre periodisch arbeitete, verzehrte sich die Flamme, die ihm Nahrung gab. Dabei erfuhr er das Leid, daß die Schöpfungen, in die er seine ganze Persönlichkeit hineingelegt, in der Heimath fast unbeachtet blieben oder schroff abgelehnt wurden. Er vereinsamte immer mehr, gerade als ihn sein körperlicher Zustand so hülf- und anlehnsbedürftig machte. Und schließlich, als eben die ersten Anzeichen auftauchten, daß die Zeit der Verkennung vorüber war, senkte sich 1889 in Turin die Nacht über ihn, in der

er fortan, lebendig todt, dahindämmern sollte, zuerst in Naumburg unter der Pflege seiner Mutter, dann, nach ihrem Tode, in Weimar unter der Obhut seiner Schwester, die in hingebender Pietät die Vollstreckung seines geistigen Testaments zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hatte.

Man hat seine schöpferische Thätigkeit in verschiedene, mehr oder minder scharf getrennte Perioden eingetheilt, und es ist richtig, daß sich große Wandlungen in ihm vollzogen haben, die er seine Häutungen nannte. Wer aber seine Bücher in ihrer geschichtlichen Reihenfolge durchgeht, wird sich überzeugen, daß die Spuren seines späteren eigenartigen Standpunktes sich schon in seinen Erstlingswerken, ja bereits in seinen Schüleraufsätzen nachweisen lassen. Es scheint, daß es von Anfang an sein unbewußtes Streben war, aus all den fremden Beimischungen, die seine vorwiegend philologische Bildung ihm gegeben hatte, seine Persönlichkeit, sein Eigenstes immer bestimmter und kräftiger herauszuarbeiten. Seine ersten philosophischen Schriften stehen unter dem Zeichen Schopenhauers, den kein tieferer Geist in jungen Jahren ohne mächtige Erschütterung kennen lernt, und zugleich unter dem Zauber der Wagnerschen Kunst und zwar um so mehr, als auch Wagner ein Schüler Schopenhauers war. Hierzu gesellte sich sein Enthusiasmus für die Cultur der Griechen. So entstand 1872 das wunderbare Buch »Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik«, das bei den Wagnerianern begeisterten Anklang fand, sonst aber von der Kritik wegen seiner phantastischen, unhistorischen Constructionen mit Entschiedenheit zurückgewiesen wurde. Es war eine Kriegserklärung gegen den Optimismus der

exacten Wissenschaft; doch erstrebte es auch in seiner Art eine Ueberwindung des Pessimismus, indem es als die beiden Seiten der »tragischen Weisheit«, deren Ausdruck die griechische Tragödie ist, das Apollinische und das Dionysische hinstellt, die beiden Illusionen, in denen sich die Bejahung des Willens vollzieht. Hierdurch befreit der junge Philosoph sich bereits von Schopenhauer, und so leitet sich schon hier jene volle Lebensbejahung ein, die später das eigentliche Wesen des reifen Nietzsche ausmacht.

Unter dem Einfluß Schopenhauers stehen auch die vier »Unzeitgemäßen Betrachtungen«; ganz besonders ist es der von Schopenhauer genährte Pessimismus, der in »David Strauß, der Bekenner und der Schriftsteller« den erbitterten Angriff gegen den Optimismus des »Neuen Glaubens«, als die Weltanschauung der »Bildungsphilister«, richtet. In dieser Schrift finden wir aber auch schon einen Gedanken ausgesprochen, der auf den Ursprung der Zarathustra-Philosophie das hellste Licht wirft. Nietzsche macht es nämlich Strauß zum Vorwurf, daß er verabsäumt habe, die ethischen Consequenzen aus seinem Darwinismus zu ziehen. »Hier war eine Gelegenheit, natürlichen Muth zu zeigen: denn hier hätte er seinem »Wir« den Rücken kehren müssen und kühnlich aus dem bellum omnium contra omnes und dem Vorrechte des Stärkeren Moralvorschriften für das Leben ableiten können, die freilich nur in einem innerlich unerschrockenen Sinne, wie in dem des Hobbes, und in einer ganz anderen großartigen Wahrheitsliebe ihren Ursprung haben müßten Denn mit einer echten und ernst durchgeführten Darwinistischen Ethik hätte man den Philister gegen sich.« Hier haben wir bereits Nietzsches

späteres System in einer Nußschale: das, was heutzutage als seine eigentliche Botschaft betrachtet wird, ist eben, wie wir bald sehen werden, nichts anderes als der Versuch einer Darwinistischen Ethik.

Es ist beachtenswerth, daß in keiner Periode seines Philosophirens der reine Erkenntnißtrieb für Nietzsche obenan stand. Es ist vielmehr ein praktischer, ja man kann sagen, ein social-reformatorischer Zug, der durch sein Wirken geht: er will die Welt verbessern. Deswegen ist auch das Erkenntnißtheoretische seine schwächste Seite. Als er sich von Schopenhauer abgewandt hat, fällt auch Kant für ihn und er gelangt zu einer für einen Philosophen verhängnißvollen Mißachtung der Wahrheit, ja in seinem Skepticismus zieht er dann daraus die Folgerung des Assassinen: »Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.« Wir finden jedoch, daß er sich auf seinem späteren Standpunkt bei einem ganz naiven Realismus beruhigt, ja man kann die grundlegende Erkenntnißlehre der Zarathustra-Philosophie geradezu als Materialismus betrachten. Eine Ausnahme in seiner rein practischen Werthung der Dinge bildet nur die kurze Periode, in der das herrliche, formenhelle Buch »Menschliches, Allzumenschliches« und dessen Fortsetzung »Der Wanderer und sein Schatten« entstand. Mit dem ersten Theil, den er den Manen Voltaires widmete, begann, was er seine Befreiung nannte. In ihm zeichnete er das Glück des erkennenden Geistes als ein persönliches Erlebniß, wie auch Spinoza die Seligkeit der Erkenntniß gepriesen hat.

In der zweiten »Unzeitgemäßen« weist Nietzsche zum ersten Mal auf die Decadenzgefahr hin, deren Begriff gleichfalls aus dem Darwinismus abgeleitet

scheint; ihrer Bekämpfung dient seine spätere praktische Philosophie, seine Ethik. Diese Idee bildet sich nun immer praktischer heraus. Nach Darwins Lehre vollzieht die Höherbildung und Erhaltung der Arten sich durch natürliche Zuchtwahl im Kampf ums Dasein, d.h. durch Ausmerzung der Untauglichen durch die siegreichen Starken. Wo dieser Wettbewerb aus irgend einem Grunde aufhört, da vermehren sich die Untauglichen und die Rasse entartet. Es wird auch die Menschheit durch die Cultur mit Entartung bedroht, da alle ihre Vorkehrungen darauf ausgehen, den Kampf ums Dasein auf das geringste Maß zu beschränken. Diesen Gedanken hat Nietzsche aufgegriffen, aber er geht über Darwin hinaus, indem er schon die Cultur selbst als ein Symptom der Entartung betrachtet. Darum ruft er die Instincte zur Selbstbestimmung auf, darum sucht er sie in ihre natürlichen Bahnen zurückzulenken, darum geht er an die Umwerthung aller Werte, d.h. an den Umsturz der bestehenden, wesentlich christlichen Moral, deren Aufkommen er sich im Widerspruch zu den geschichtlichen Thatsachen, die eine allmähliche, viel weiter zurückreichende Entwicklung bezeugen, nur durch eine moralische Slavenrevolution zu erklären weiß. Darum endlich erinnert er die Menschen daran, daß ihr Fundamental-Instinct der Wille zur Macht sei, dessen logische Consequenz die Ueberwältigung des Schwachen, die Wiedereinsetzung des Rechts des Stärkeren ist; er proclamirt die Herrenmoral und, als Bedingung ihrer Durchführung, die Züchtung einer neuen europäischen Herrscherkaste, die Rasse der Uebermenschen. Verbrämt wurde dieser Gedankenkreis mit der von den Pythagoräern übernommenen Lehre von der ewi-

gen Wiederkunft aller Dinge, deren wissenschaftliche Unhaltbarkeit längst nachgewiesen ist, die aber allerdings in Nietzsches System eine ganz besondere symbolische Bedeutung erhält, weil es keinen höheren Grad der Lebensbejahung geben kann als ihre freudige Annahme.

Die hier skizzirten Ideen keimten zum Theil schon in der »Morgenröthe« und in der »Fröhlichen Wissenschaft«; sie gewannen festere Form in der Aphorismensammlung »Jenseits von Gut und Böse« wie in der Streitschrift »Zur Genealogie der Moral«, und sie fanden ihren poetischen Ausdruck in der symbolistischen Dichtung »Also sprach Zarathustra«, die wie kein anderes Buch der neuen Zeit befruchtend auf den Geist der modernen Jugend gewirkt hat. Man darf den »Zarathustra« als ein darwinistisches Lehrgedicht der Ethik betrachten; denn ein Zweifel an Nietzsches Abhängigkeit von Darwin ist gänzlich ausgeschlossen. Nietzsche gehört als Philosoph zur Schule Darwins; nur in seiner eigenthümlichen Ausdeutung und Anwendung der Thatsachen der Entwicklungslehre ist er originell. Befremden muß es bei diesem Sachverhalt, daß er nirgends ein Wort dankbarer Anerkennung für Darwin findet, wo er unter seinem Einflusse steht, dagegen seiner mit Spott gedenkt, wo er von ihm abweicht. Dies Verhalten hat zur Folge gehabt, daß die größere Mehrheit seiner Erklärer und Kritiker gar nicht zum Bewußtsein gelangt sind, daß sie es in Nietzsches Philosophie mit einem Seitenschuß des Darwinismus zu thun haben.

Darwin selbst ist bekanntlich keineswegs zu dem Ergebniß gelangt, die moralischen Empfindungen der Menschheit als eine Instinctentartung anzuse-

hen, vielmehr erschienen sie ihm als ein natürliches und nothwendiges Entwicklungsproduct, ja als das Edelste, was die Entwicklung gezeitigt hat. Er hat jedoch die Decadenzgefahr, auf die Nietzsche so starkes Gewicht gelegt, nicht verkannt; nur glaubte er nicht, daß der Mensch, der doch im Großen wie im Kleinen bedingt und vom Naturgesetz beherrscht ist, die Macht besitzt, sie abzuwenden; der Naturforscher sieht eben die Dinge anders an als der Dichter. Nietzsche seinerseits erkannte dem Menschen den Beruf zu, als ein Schaffender in den Weltlauf einzugreifen und dem Leben, das in sich selbst zwecklos sei, seine eigenen Zwecke zu setzen. Das ist ein Traum für ungebändigte Genies und Gewaltmenschen, aber kaum der Gedanke eines Weisen. Einen Zweckbegriff einschmuggeln in den Gang der Natur, hieße freilich sie vermenschlichen. Aber es gilt, ihre Richtung zu erkennen; nur wer der Natur auf ihren Wegen folgt, nicht wer ihr entgegenarbeitet, wird das erreichbare Maß der Herrschaft über sie gewinnen. Es ist gar kein neuer und höherer Typus, den Nietzsche auf den Schild heben will. Er bekämpft die socialen Instincte, um den Vertretern der antisocialen Raum zu schaffen. Der geborene Verbrecher, der keine sittlichen Bande anerkennt, wäre, wenn man ihn beim

Wort nähme, der berufene Herrenmensch. Die Entwicklungslehre wird bei ihm in ihrer willkürlichen Anwendung zur schlimmsten aller Reactionen.

Nietzsches Ethik besitzt indessen neben ihren paradoxen Verirrungen viele lebenskräftige, zukunftsweisende Elemente. Es ist vielleicht noch nicht an der Zeit, gegen die Mitleidsmoral zu predigen; denn die egoistische Masse ist noch immer mitleidiger gegen sich selbst als gegen andere; und wo die Gefahr einer Demoralisation der Arbeitsscheuen durch die allzu weiche christliche Wohlthätigkeit wirklich besteht, hat ja der Staat schon längst mit den Anschauungen des Christenthums gebrochen und der Armenpflege enge Grenzen gezogen. Aber wenn wir uns durch Nietzsche mahnen lassen, die verwundbare Stelle in unserer Entwicklung auf merksam im Auge zu behalten, haben wir schon viel gewonnen. Es kann sich aus seinen Anregungen eine heilkräftige Socialpädagogik herausbilden.

Vor allen Dingen dürfen wir nicht dem Irrthum verfallen, als ob Nietzsche in seinem Anlauf gegen die Mitleidsmoral, in dem er freilich weit über das Ziel hinausschießt, eine Vernichtung der edleren Menschenart überhaupt im Sinne gehabt habe oder von niedrigen Motiven geleitet würde. Er ist ein widerspruchsvoller Kopf, und einzelne seiner

Aussprüche lassen sich schwer miteinander versöhnen; aber was er bewußt erstrebt, das ist die Höherbildung der Gattung, wenn ihm auch als das Höhere in vielen Beziehungen das gilt, was die Stimme der Menschheit nie als ein solches anerkennen wird. So sucht er also in seiner Weise dem Wohle des Ganzen zu dienen; er will ein Führer der Verirrten sein, und was ihn dazu treibt, ist die Liebe. Nur aus Humanität bekämpft er die Humanität. Besonders aber kennzeichnet ihn der fernreichende Ausblick seiner Fürsorge, die sich im darwinistischen Sinne weit in die Zukunft der werdenden Geschlechter hinaus erstreckt. Und hier, wo er mit dem Problem der Züchtung, der Rassenveredlung Ernst macht, ist er wahrhaft groß und auch nach herkömmlicher Werthung von einer erhabenen Sittlichkeit. In dem Gefühl der Verpflichtung für die ungeborenen Generationen wird das persönliche Leben zum Menschheitsdienst. Und von diesem Gedanken ist ihm auch die Ehe geweiht. »Ueber dich sollst du hinausbauen. Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist als die es schufen. Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe.« Höher hat noch keine Religion die Bedeutung der Ehe gefaßt.

Die
Gemeinschaft der Eigenen

veranstaltet am
Donnerstag, den 5. Februar 1920, abends 7 Uhr
in den National-Festsälen, Berlin, Kommandantenstr. 62
einen

Dramatischen Abend

Zum Vortrag gelangt

 **Uebermenschen** 

Drama in 5 Akten von Karl Friedr. Jordan

Das Drama spielt in der Renaissance-Zeit, jener großen Epoche geistiger Umwälzung, in Italien. Ein Reformator — Umberto — verkündet die wahre Lehre Jesu vom neuen Menschen und gerät in Kampf mit dem Bußprediger und Begründer der florentinischen Volksrepublik Savonarola und dem Staatsmann Casar Borgia, den Macchiavelli als Vorbild seines Buches „Vom Fürsten“ genommen hat, und verfallt, geistig als Sieger dastehend, leiblich einem tragischen Schicksal durch Verrat seitens einer Judas-Personlichkeit.

Anfang 7 Uhr, der Vorlesung pünktlich 8 Uhr
Zeitdauer 1 1/2 Stunden.

==== Vorher und nachher Konzert. ====

Nach 9 Uhr

:: geselliges Beisammensein und Tanz. ::

»Ich liebte Nietzsche« – Zwei Stellen aus der Autobiografie *Der Wendepunkt* über Friedrich Nietzsche und André Gide

Ich liebte Nietzsche, nicht um seiner Lehre willen (weder der ›Übermensch‹ noch die ›Ewige Wiederkehr‹ haben mich je überzeugt), sondern als Künstler, als Gestalt. Zuerst kaptivierte mich der ›Zarathustra‹, dessen etwas forcierte Gebärde mir seither fremd, fast peinlich geworden ist; dann waren es der ›Antichrist‹, der ›Fall Wagner‹, der ›Ecce Homo‹, von denen ich mich verführen, erregen, faszinieren ließ. Die Ansichten und Gesinnungen, die in diesen Büchern mit schriller Insistenz vertreten werden, ließen mich ziemlich kalt. Aber der Stil! Welch ungeheure denkerische Leidenschaft mußte es sein, die sich in so hinreißenden, tödlich beschwingten Rhythmen und Akzenten manifestierte! Ich spürte die Schauer einer fast übermenschlichen Einsamkeit, den Hauch der verzehrenden Flamme hinter der fulminanten Eleganz der späten Nietzsche-Prosa. Das Schauspiel seiner intellektuellen Passion, seiner Hybris, seines Untergangs bestimmte meinen Begriff vom Wesen des Genies. Ihm verdankte meine Jugend die ersten Ahnungen vom Wesen des Tragischen und vom Wesen

des Dämonischen. Die Antithese zwischen dem Helden und dem Heiligen hob sich mir auf in seiner Figur, seinem Drama. Er war der heilige Held, Rebell und Märtyrer zugleich. Prometheus und Christus, Dionysos und der Gekreuzigte. Er war der erfüllte Mensch. Jugend will anbeten, will beten. Das Nietzsche-Bild war immer über meinem Bett, ein Porträt aus der Leidenszeit, mit der tragisch verfinsterten Stirn, dem Dulderblick, schon entrückt, ins Nichts, ins Unendliche starrend. Dies nach vorne sinkende Haupt, was hat es zu tun mit der blonden Bestie, dem Übermenschen? Es ist der Menschensohn, der solche Qual und solche Wunden trägt: Ecce Homo, voilà l'Homme!

[...]

Kein Schüler nimmt von außen in sich auf, was er nicht ohnedies schon in sich hatte, sei es auch nur latent, im Unbewußten. Während er den Meister zu kopieren meint, erkennt und entwickelt er die eigenen Kräfte. Gide, der sich mit dem Einflußproblem viel beschäftigt hat, weiß dies am besten; bei ihm lesen wir: ›Es mag eine recht gewagte Behauptung

sein, daß man gewisse Ideen gehabt hätte, auch ohne die Autoren zu kennen, von denen diese Ideen zu stammen scheinen. Und doch bin ich geneigt zu glauben, daß mein Weltbild ungefähr das wäre, was es heute ist, selbst wenn ich weder Dostojewskij noch Freud, weder Nietzsche noch X oder Y jemals gelesen hätte. Was ich von diesen empfang, war wohl eher eine Bestätigung als ein Weckruf (plûtôt une autorisation qu'un éveil). Vor allem lehrten sie mich, nicht mehr an mir selbst zu zweifeln, mich nicht mehr vor dem eigenen Gedanken zu fürchten, sondern mich seiner Führung anzuvertrauen, da sich ja nun herausstellte, daß sie mich in dieselbe Richtung führten.‹ So tat Gide für mich, was Freud, Nietzsche und Dostojewskij, X und Y, seiner eigenen Aussage nach, einst für ihn getan hatten: Er machte mir Mut zu mir selber. Vom Erotischen ist dabei *nicht* die Rede, wie ich, um jedem Mißverständnis vorzubeugen, denn doch eigens betonen will; gerade auf diesem Gebiet bedurfte ich kaum der Ermutigung...

Nietzsche-Jubiläum: Oi! Warning – Schweigen der Schwuchteln

Der Dichter und Denker, noch heute auf der ganzen Welt als genialer Philosoph gefeiert, in Deutschland indes lange als gefährlicher Vordenker des Rassenwahns mit Schauern beäugt, ist vor hundert Jahren, am 25. August 1900, in Weimar gestorben. Ein rundes Datum ist ein Anlaß nicht nur zur Besinnung auf das Werk, sondern auch zu gezieltem Marketing. Viele Verlage haben das Nietzsche-Jahr genutzt, um Bewährtes verschönt oder in größerer Menge aufzulegen...

Frankfurter Allgemeine Zeitung, Wirtschaftsteil, S. 22, 21. Oktober 2000.

Und in Deutschland erwachsen mit Nietzsche, der Romantik und dem Nationalsozialismus schon bald jene Kräfte, die die Aufklärung geistig überwinden würden! Nietzsche sprach vom Zeitalter des europäischen Nihilismus, in dem Kulturzerfall, Wertzerfall und Dekadenz ihren makabren Höhepunkt finden würden und müßten, bevor eine neue Umwertung aller Werte ein neues Zeitalter mit sich bringen könnte. Wir stehen mitten in diesem Zeitalter des europäischen Nihilismus, und um uns herum scheint bei allem äußeren Wohlstand eine geistige Öde, eine Nacht der europäischen Kultur zu herrschen, wie sie seit dem Zeitalter der Völkerwanderung nicht mehr gesehen ward. Doch das Licht ist entzündet, die Gegenkräfte der neuen Revolution sind am Werke – und für zwölf kurze Jahre wurde diese Revolution bereits geschichtsmächtig.

Michael Kühnen, Die Neue Front, 1989, Nr. 57, S. 10

Die Vermutung, es handle sich bei der derzeitigen Ausbreitung neofaschistischer Massenbewegungen in Europa sowie der zunehmend aggressiveren Propagierung der Schriften Friedrich Nietzsches um mehr als eine bloße Parallelentwicklung, hat zuerst der allseits geächtete Philosoph Wolfgang Harich kurz vor seinem Tod 1994 geäußert: »Für mich steht außer Zweifel, daß die Nietzsche-renaissance nicht zufällig dem gegenwärtigen Umsichgreifen des Neofaschismus in Westeuropa vorausgegangen ist und mit ihm koinzidiert. Womit gesagt ist: Wer hier den Anfängen wehren will – und es sind bedrohlich weit gediehene Anfänge –, darf vor keinem Nietzscheanertum haltmachen.« (Harich 1994, S. 61)

Als ich 1992 in meiner Hirsch-

feld-Monografie den von Hirschfeld gern zitierten Nietzsche als Modephilosophen des wilhelminischen Bürgertums bezeichnete (Herzer 1992, S. 55), wurde ich dafür lediglich von einem jüngeren schwulen Sozialdemokraten gerügt, der wohl anders als ich richtig erkannt hatte, dass die Nietzsche-Mode, die seit den achtziger Jahren immer stärker um sich greift, ganz andere und größere Dimensionen erreicht hat als in der Epoche vor dem Ersten Weltkrieg. Den neuen Trend habe ich damals noch nicht wahrgenommen, irgendwie verschlafen, und mich stattdessen mit Habermas' Einschätzung von 1968 beruhigt: »Nietzsche hat damals eine Mentalität geprägt und verstärkt, die freilich keineswegs auf die ›Revolutionäre von rechts‹ beschränkt

geblieben ist. Das alles liegt hinter uns und ist fast schon unverständlich geworden. Nietzsche hat nichts Ansteckendes mehr.« (Habermas 1968, S. 237) In diesem Aufsatz nennt Habermas ein paar Namen von Autoren, die einst, zwischen den Weltkriegen von der Nietzsche-Faszination angesteckt waren: Oswald Spengler, Carl Schmitt, Gottfried Benn, Ernst Jünger, Martin Heidegger, Arnold Gehlen – alles Heteros, von denen einige unter der Hitler-Diktatur ihre große Zeit erlebten.

In einem weiteren Beitrag zu diesem Heft möchte ich an den Beispielen Thomas Mann, Kurt Hiller und Ernst Bertram zeigen, dass schwule Intellektuelle vor 1933 nicht nur der Nietzsche-Faszination erlagen, dass sie sich vielmehr in vorderster

Front in den Dienst der Nietzsche-Propaganda stellten und, zumindest im Fall Bertram maßgeblich dazu beitragen, Nietzsche in den Rang eines nationalsozialistischen Staatsphilosophen zu erheben.

In der zugegebenermaßen etwas beschränkten Perspektive dieser Zeitschrift ist die Beobachtung von einigem Interesse, dass die heutige Nietzsche-Propaganda nahezu völlig ohne den Beitrag schwuler Intellektueller auszukommen scheint. Im vorigen Jahr, zu Nietzsches hundertstem Todestag, erreichte die derzeitige Nietzscherenaissance in den Anstalten und Unternehmen der Kulturindustrie einen vorläufigen Höhepunkt. Nahezu ausnahmslos forderten die Massenmedien Anerkennung und Aufmerksamkeit für Nietzsche unter anderem deshalb, weil die Nazis sein Werk »missbraucht« und die Kommunisten sein Werk und seine Jünger verfehmt und verfolgt hätten.

In der lautstarken Konzert der Nietzsche-Lobgesänge des Jahres 2000 ist mir bei meiner nicht sonderlich erschöpfenden Suche nur eine einzige bekannte schwule Stimme aufgefallen, auch sie gibt sich wie die anderen irgendwie übergeschlechtlich, ist aber sattsam einschlägig bekannt: im Feuilleton der etwas rechtslastigen Tageszeitung *Die Welt* wollte Gert Mattenklott sein Publikum mit angeblich »neuen Zugängen« zum Nietzscheanertum bekannt machen (Mattenklott 2000).

Mattenklotts Neuigkeiten sind aber nur die alten Lügen und Reklametricks, die seit dem Ende der Nazidiktatur bei Nietzsche-Weißwaschungs- und Rettungsmaßnahmen normalerweise zum Einsatz kommen. Neu ist allenfalls die einfühlsame Aufbereitung, die Mattenklott seiner frohen Botschaft für die

ideologischen Bedürfnisse der *Welt*-Leser angedeihen lässt.

Es ist das Problem heutiger Nietzsche-Apologeten, sofern sie sich nicht wie der oben zitierte Kühnen ungeniert zum Faschismus bekennen, wie man es anstellt, die nationalsozialistische Indienstnahme Nietzsches wegzudeuten, zu einem »Missbrauch« umzudeuten oder wenigstens herunterzuspielen. Mattenklott löst dieses Problem auf eine etwas billige aber altbewährte Weise, indem er Schwester Elisabeth alle Schuld in die Schuhe schiebt. Nietzsches kleine Schwester Elisabeth Förster-Nietzsche, die »Nazi-Sympathisantin«, soll die Texte ihres Bruders so sehr verfälscht haben, dass sie für die Nazis (und vorher wohl auch für die italienischen Faschisten) brauchbar wurden. Das Klischee vom Missbrauch durch die Schwester hat sich Mattenklott nicht selbst ausgedacht, es gehört vielmehr zu den heutzutage fundamentalen Erkenntnissen in diesen Kreisen. Einer der zurzeit populärsten einschlägigen Autoren, Rüdiger Safranski, enthüllt dabei zugleich, dass allein die »orthodoxen Marxisten« dumm genug sind, um an die Fälschungen der Schwester zu glauben und den wahren und echten Nietzsche zu verleumden:

»Sie [die Schwester] bewies dabei Willen zur Macht, denn sie versuchte ein bestimmtes Bild ihres Bruders in der Öffentlichkeit durchzusetzen und scheute dabei vor Fälschungen nicht zurück. Das alles ist inzwischen zur Genüge bekannt. Sie wollte aus Nietzsche einen deutsch-nationalen Chauvinisten, Rassisten und Militaristen machen, und bei einem Teil des Publikums, besonders bei den orthodoxen Marxisten ist ihr

das gelungen, bis zum heutigen Tage.« (Safranski 2000, S. 331 f.)

Erst das italienische Duo Colli und Montinari soll mit der Nietzsche-Ausgabe im Berliner De Gruyter-Verlag in einer Art Reinigungs- und Restitutionswerk alle Fälschungen der Schwester und der Nazis geheilt haben. Einer der beiden Nietzsche-Reiniger, Montinari, war Katholik und Kommunist in einer Person, wie Mattenklott erzählt, um glaubhaft zu machen, dass erst jetzt eine wahre Liebe zu dem »grandiosen Sprachbauwerk« möglich ist, für das er Nietzsches Texte hält. Dumm ist nur an der Geschichte von der bösen Nazi-Schwester und den guten katholisch-kommunistischen Reinigern, dass sie mit all dem Ekelhaften und Grauensvollen überhaupt nichts zu tun hat, was an dem grandiosen Sprachbauwerk für italienische, deutsche und sonstige Faschisten so überaus nützlich war und ist und wofür sie ihren Nietzsche liebten und verehrten.

An zahllosen Stellen in den Texten, die der »Erotiker des lebendigen Stils« höchst persönlich ohne Hilfe der Schwester und ohne Behinderung durch Geisteskrankheit in den siebziger und achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts publizierte, findet man das furchtbare Gerede von den »Ariern«, die als »Eroberer- und Herrenrasse« die »Partei des Lebens« zur Weltherrschaft führen sollen; den Jubel über das »Wüten der blonden germanischen Bestie«; die Warnungen vor »den Juden«, die »das verhängnisvollste Volk der Weltgeschichte« seien, »die stärkste, zähste und reinste Rasse«, die, wenn sie nur wollte, »die Herrschaft über Europa haben könnte«; die blutgierigen

Schwärmereien für den Krieg (»Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch mattwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Feldlagers, jener tiefe unpersönliche Haß, jene Mörder-Kaltblütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame organisierende Glut in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen große Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Befreunden, jenes dumpfe erdbebenhafte Erschüttern der Seele ebenso stark und sicher mitgeteilt werden könnte, wie dies jeder große Krieg tut«); die gebetsmühlenmäßige wiederholte Forderung nach Massentötungen, »die schonungslose Vernichtung aller Entartenden und Parasitischen« – solche Parolen, die oft wörtlich in Hitlers *Mein Kampf* wiederkehren und von den Nazis in politische Praxis umgesetzt wurden, liest man in Werken wie *Jenseits von Gut und Böse – Vorspiel einer Philosophie der Zukunft*, *Ecce Homo*, *Zur Genealogie der Moral* oder *Die fröhliche Wissenschaft*.

Mattenklott drückt sich vor der Auseinandersetzung mit diesem Kern von Nietzsches Œuvre, indem er den bei heutigen Nietzsche-Schwärmern verbreiteten Doppeltrick benutzt: Erstens ist Nietzsche als Vordenker der Faschisten eine Erfindung der Marxisten und zweitens ist Nietzsche gerechtfertigt aufgrund der dichterischen Qualität seiner Schriften, die von dem rassistischen und kriegshetzerischen Inhalt nicht berührt wird.

Georg Lukács, der in seinem Buch *Die Zerstörung der Vernunft* eine für Nietzscheaner wohl nur schwer verdauliche Kritik am Werk ihres Idols vorgelegt hat, wird daher auch von Mattenklott mit zwei höhni-

schen Bemerkungen abgefertigt. Lukács' These, dass Nietzsche der maßgebliche konzeptive Ideologe der Faschisten im zwanzigsten Jahrhundert gewesen ist, wird als mythische Erfindung abgestempelt, die »von Eiferern und Sektierern« wie Lukács in die Welt gesetzt worden sei.

Der zweite Trick zur Rettung Nietzsches besteht gewissermaßen in der Anwendung einer Idee Nietzsches auf seine Schriften. Das Leben, so hat Nietzsche immer wieder behauptet, sei allein als ästhetisches Phänomen gerechtfertigt. Mattenklott will Nietzsches Schriften für uns Heutige retten, indem er sie als ästhetisches Phänomen rechtfertigt. Nietzsche ist für Mattenklott und wohl auch für die meisten der gegenwärtigen Nietzsche-Enthusiasten »der bedeutendste Sprach Erneuerer im Deutschen«. Luther, Goethe und Heinrich Heine werden zu bloßen Vorläufern degradiert. Ein bisschen originell ist an Mattenklotts Hitparade ist vielleicht, dass Sigmund Freuds Prosastil dem Nietzsches »ebenbürtig« sein soll. Sprachästhetisch zwar irgendwie ebenbürtig, aber geistig kann Freud dem Nietzsche nicht das Wasser reichen und taugt höchstens als »Widerpart«. Mattenklott gibt auch eine Kostprobe für das, was ihm an Nietzsche so gut gefällt. Den ersten Satz in *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* findet er besonders schön:

»Wir werden viel für die ästhetische Wissenschaft gewonnen haben, wenn wir nicht nur zu der logischen Einsicht, sondern zur unmittelbaren Sicherheit der Anschauung gekommen sind, dass die Fortentwicklung der Kunst an die Duplizität des Apollinischen und Dionysi-

schen gebunden ist: in ähnlicher Weise, wie die Generation von der Zweiheit der Geschlechter, bei fortwährendem Kampfe und nur periodisch eintretender Versöhnung, abhängt.«

Dass die Bedingungen für eine »Fortentwicklung der Kunst« einer »logischen Einsicht« zugänglich sein sollen, ist vermutlich eine sehr tiefe Einsicht, dass sich in diesem Satz der »Sprachkünstler«, der Luther, Goethe, Heine übertreffende bedeutendste Sprach Erneuerer zeigt, können wohl nur diejenigen nachempfinden, die sich mit Mattenklott zur unmittelbaren Sicherheit der Anschauung von Nietzsches Einzigartigkeit durchzudringen vermochten.

Mattenklotts Berufskollege, der sattsam bekannte FU-Professor Ernst Nolte ist auch einer von denen, die Nietzsche als ästhetisches Phänomen rechtfertigen. Er gibt folgendes Beispiel für Nietzsches Sprachschönheit resp. Großartigkeit:

»In den Dionysos-Dithyramben, seinen letzten Gedichten, finden sich einige Strophen, die zum Großartigsten der deutschen philosophischen Sprache zwischen Hegel und Heidegger gehören und die das äußerste Gegenteil zu politischer Agitation bilden:

›Schild der Notwendigkeit!
Höchstes Gestirn des Seins!
– das kein Wunsch erreicht,
das kein Nein befleckt,
ewiges Ja des Seins,
ewig bin ich dein Ja:
denn ich liebe dich, oh
Ewigkeit!« (Nolte 2000, S. 98)

Nolte ist aber im Unterschied zu Mattenklott aufrichtig genug, Nietzsches Nazi-Kompatibilität beim Namen zu nennen und sie nicht als abwegige Propaganda Georg Lukács in

die Schuhe zu schieben:

»Was Nietzsche vorschwebt, ist ein ›reiner‹ Bürgerkrieg, aber wenn man den Begriff zu Ende denkt, dann ist dasjenige, was vernichtet werden soll, die gesamte Tendenz der Menschheitsentwicklung seit dem Ende der klassischen Antike, und das heißt auch deren heutigen Förderer und Vorkämpfer: die christlichen Priester, die Vulgär-Aufklärer, die Demokraten, die Sozialisten, und zusammen mit den Hirten auch die Herden der Entarteten. Wenn ›Vernichtung‹ im Wortsinne verstanden wird, müßte das Ergebnis ein Massenmord sein, mit dem verglichen die später real gewordene ›Endlösung‹ der Nationalsozialisten geradezu mikroskopische Dimensionen aufwies. Das ›Reine‹ der Vorstellung wäre viel gigantischer als das ›Unreine‹ der Realität.« (Nolte 2000, S. 217 f.)

Ein drittes Beispiel für die zeitgeistgemäße Nonchalance, mit der eine ästhetische Rehabilitation der politischen Philosophie Nietzsches betrieben wird, entnehme ich dem eingangs erwähnten Buch Harichs. An die Bemerkung anschließend, dass Nietzsches antihumanistische Ideologie auch in seiner Lyrik zur Sprache kommt, schreibt Harich:

»So verleiht sein Tanzlied ›An den Mistral‹ dem Wunsch Ausdruck, alte und kranke Menschen umgebracht zu sehen. Im Schulunterricht der Nazizeit wurde es dazu benutzt, den Jugendlichen die Vernichtung ›lebensunwerten Lebens‹ plausibel zu machen, was ich, damals Gymnasiast, selber miterlebt habe. ›Wer nicht tanzen kann mit Winden, / Wer sich wickeln muß mit Binden, / Angebunden, Krüppelgreis, / Wer da

gleich den Heuchelhänsen, / Ehrentölpeln, Tugendgänsen, / Fort aus unsrem Paradies! / Wirbeln wir den Staub der Straßen, / Allen Kranken in die Nasen, / Scheuchen wir die Krankenbrut! / Lösen wir die ganze Küste / Von dem Odem dürrer Brüste, / Von den Augen ohne Mut!«

Frage: Hat nicht Stephan Hermlin dieses Gedicht in eine in der DDR erschienenen Anthologie aufgenommen?

Harich: In sein ›Deutsches Lesebuch. Von Luther bis Liebknecht‹, von ihm herausgegeben im Auftrag der Akademie der Künste, 1976.

Frage: Was mag ihn dazu bewogen haben?

Harich: Ästhetizismus, laut Thomas Mann ein Wegbereiter der Barbarei in der menschlichen Seele. Hermlin gehört zu den ästhetizistisch motivierten Nietzscheverehrern. Als solcher setzt er sich vehement dafür ein, daß sein Idol in die sozialistische Erbpflege einbezogen werde. Ich habe 1985 versucht, ihn zur Umkehr zu bewegen. Als das nichts half, bat ich sowohl ihn als auch seinen Verleger und schließlich, in einer Eingabe, die Akademie der Künste, das Gedicht wenigstens in der Neuauflage, von 1988, durch ein anderes zu ersetzen. Meine Bemühungen sind vergeblich geblieben. Die für Nietzsche werbende Intellektuellen-Mafia in der DDR ist bislang stärker als ich es bin, und Opportunisten in der politischen Bürokratie gewähren ihr Rückendeckung, während sie gleichzeitig – siehe das Verbot des ›Sputnik‹ – alles in ihrer Macht Stehende tun, jede kritische Auseinandersetzung mit dem verhängnisvollen Einfluß, den einst Stalin auf die deutsche Arbeiterbewegung ausgeübt hat, zu blockieren. Es

bleibt zu hoffen, daß man, konfrontiert mit dem im Westen erstarkenden Neofaschismus, sich bald eines Besseren besinnen wird.« (Harich 1994, S. 91)

Harichs Hoffnung hat sich nicht nur nicht erfüllt, das Gebiet der ehemaligen DDR verwandelte sich nach ihrer Abwicklung auch noch zur Avantgarde-region der neofaschistischen Bewegungen in entsprechend motivierte Mordtaten, und zudem avancierte die Stadt Weimar im Jahr des Nietzsche-Jubiläums zum geistigen und propagandistischen Zentrum für das schwierige Geschäft, Nietzsche als Denker und Künstler der deutschen und europäischen Zukunft zu etablieren.

Literatur

Habermas, J. (1968): Nachwort, in: Nietzsche: Erkenntnistheoretische Schriften. Frankfurt.

Harich, W. (1994): Nietzsche und seine Brüder. Eine Streitschrift in sieben Dialogen mit Paul Falck. Schwedt.

Herzer, M. (1992): Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen. Frankfurt.

Lukács, G. (1955): Die Zerstörung der Vernunft. Der Weg des Irrationalismus von Schelling zu Hitler. Berlin.

Mattenkott, G. (2000): Der Tanz der Revolte. Friedrich Nietzsche, aus seiner Sprache gedeutet. Zum 100. Todestag des Philosophen, in: Die Welt, Samstag, 26. August.

Nolte, E. (2000): Nietzsche und der Nietzscheanismus. Erweiterte Neuauflage. München.

Safranski, R. (2000): Nietzsche. Biographie seines Denkens. München und Wien.

Die Uranier und der Ur-Faschist: Der schwule Anteil am Nietzsche-Kult im 20. Jahrhundert

»Absolut modern«

»Was natürlich ist, kann nicht unmoralisch sein.« Mit diesem Nietzsche-Spruch schmückte Magnus Hirschfeld das Titelblatt seiner ersten Publikation zur Homosexualität, *Sappho und Sokrates*, 1896 in Leipzig erschienen. Der Spruch sollte wohl vor allem den pseudonymen Autor (Hirschfeld firmiert als »Dr. med. Th. Ramien«) als auf der geistigen Höhe der Zeit stehend, als »absolut modern« ausweisen. Kurz zuvor hatte die Nietzsche-Begeisterung der bürgerlichen Intelligenz im Kaiserreich und im übrigen Europa einen ersten Höhepunkt erreicht, so dass wohl auch Hirschfeld dem Reiz der leicht lesbaren und bei aller Aggressivität höchst unterhaltsamen Schriften Nietzsches erlegen war. Etwa zur gleichen Zeit erschien im gleichen Verlag wie *Sappho und Sokrates* das Buch *Der Eros und die Kunst*, eine schwulenemanzipatorische Abhandlung eines vermutlich ebenfalls pseudonymen Ludwig Frey, der aber anscheinend der älteren Generation angehörte und vielleicht deshalb mit Nietzsche nicht viel anfangen konnte. Frey interessierte sich mehr für die Frage, wie schwul Nietzsche, der damals noch lebte, denn sei. Einen Hinweis fand Frey bei einem damaligen Intimfeind Nietzsches, dem Berliner Philosophen Eduard von Hartmann, den er folgendermaßen zitiert:

»Auch Nietzsche, dessen Abneigung gegen das Weib ja notorisch ist, entging nicht dem fraglichen Verdachte. Wenigstens rät E. von Hartmann, dem

übrigens das Wesen des Urningtums noch unbekannt zu sein scheint, in demselben auf weibliche Gemütsart. »Nietzsche«, sagt er, »ist offenbar weibisch geartet in seiner scharf ausgesprochenen Subjektivität, die alle Objektivität haßt, in seinem Mangel an Gerechtigkeit und Billigkeit des Urteils, in seiner Abneigung gegen Vernunft, logische Gradlinigkeit und Systematik, in seiner gänzlichen Abhängigkeit von Affekten, insbesondere von Liebe und Haß, in seiner Unempfindlichkeit gegen Selbstwiderspruch und Bevorzugung des Ja und Nein in Einem, in seinem Pathos »des gehobenen Busens«, in das er überall verfällt, wo er positiv zu werden versucht – vor allem aber in seiner Antipathie gegen das Weib und in seiner echt weibischen Sehnsucht nach einem Erlöser. Die weibische Kritik vorhandener Schäden entbehrt der ernstesten Sachlichkeit und behandelt Alles als ein willkommenes Thema zu hämischem Skandalisieren. So stellt sich auch Nietzsches Kritik dar, mag er nun wie eine Salondame mit amüsanten und chokanten kleinen Malicen und Sottisen aufwarten, oder mag er, wie im »Antichrist«, in das wüste Gebelfer und überschnappende Gekeife eines zeternden Fischweibes verfallen. Der rechte Mann fürchtet sich nicht vor dem Weibe, sondern liebt es und bleibt kraft überlegener Charakterstärke selbstverständlich Herr des Weibes. Die Furcht und Angst des Mannes vor dem Weibe ist allemal das Zeichen einer weiblichen Schwäche, und der Haß auf das weibliche Geschlecht nichts anderes als der

Haß gegen die eigene Schwachheit, aber hinausprojiziert auf das unschuldige Objekt.« Also E. von Hartmann.« (Frey 1896, S. 299 f.)

Frey teilt nicht Hartmanns Ansicht, dass der weiblich geartete Mann – das ist eine seiner Bezeichnungen für Schwule – aus Furcht und Angst die Frauen nicht begehrt. »Außerdem würde, falls die Furcht den Urning vor dem Weibe zurückhielte, gewiß dieses selbst durch sein Annäherungsgeschick und Ergänzungsbefürfnis dafür Sorge tragen, daß der Urning die erforderliche »Courage« bekommt. Aber abgesehen hiervon, so wollen wir die Frage, ob Nietzsche ein Urning war, offen lassen.« (Frey 1896, S. 300 f.)

Freys offen gelassene Frage blieb bis heute innerhalb (und wohl auch außerhalb) der Schwulenbewegung offen. Gewiss hätte man ihn gern in die Galerie großer urnischer Geister eingefügt, irgendwo zwischen Platen und Oscar Wilde. Die biografische Nietzsche-Forschung scheint aber dafür nichts hergegeben zu haben, so dass Hirschfeld in seiner Homosexualitäts-Enzyklopädie von 1914 die hübsche und etwas diabolische Formel vom »mindestens« theoretischen Verständnis fand: er titulierte Nietzsche als einen, »der mindestens theoretisch volles Verständnis für die homosexuelle Liebe besaß« (Hirschfeld 1914, S. 421) und verweist zum Beweis auf die schwule Blütenlese »Stellen aus Friedrich Nietzsches Werken über Uranismus, Homosexualität und Verwandtes«, die im ersten Heft von Hirschfelds *Zeit-*

schrift für Sexualwissenschaft erschienen war (von Römer 1908).

Der Verdacht, dass in Nietzsches männlichem Körper eine weibliche Seele gewohnt habe, den Frey in der Version Eduard von Hartmanns zitierte, durchzog die Nietzsche-Rezeption beständig, was von der Schwulenbewegung stets sorgfältig registriert wurde. Zum Beispiel dokumentiert der *Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees* vom Oktober 1905 einen Artikel aus dem *Berliner Tageblatt*, in dem es von Nietzsche heißt, »daß in diesem martialisch auftretenden Philosophen, diesem trotzig-männlichen Anti-Feministen in Wahrheit ein Weib gelebt hat«, und der nächste Monatsbericht vom November enthält die folgende Mitteilung von Peter Hamecher: »Zu dem im letzten Monatsbericht erwähnten Aufsatz Lublinski's über Nietzsches Feminismus gelegentlich des Buches *Nietzsche und die Romantik* macht uns Schriftsteller Peter Hamecher auf eine Bemerkung aufmerksam, welche Franz Servaes in Heft 2 der *Freien Bühne* von 1892 in einem Aufsatz »Nietzsche und der Sozialismus« unter der Sonderüberschrift »Das Weib und die soziale Befreiung« macht. Sie lautet: »Aus dem Asketismus Nietzsches wird vieles begreiflich. Weil ihm die Krankheit in allen Nerven raste, predigte er Gesundheit. Weil er nicht aufhören konnte, Richard Wagner zu lieben, schürte er wider ihn wilden Haß. Weil er im Innersten seines Wesens den Frauen verwandt war, pries er vor allem die männlichen Tugenden. – Nietzsche hat seinen Feminismus wohl zu verbergen gewußt. Aber er ist für den Tieferblickenden gerade so sichtbar wie sein Asketismus, das

»Männliche« ist zum großen Teil bloß Sehnsucht nach dem Männlichen. Sein eigentliches Naturell ist gerade in seinen feinsten Teilen durchaus dem »Ewig-Weiblichen« verwandt. Sein Verhältnis zur Kunst und zu allem Schönen weist viel von dem raffinierten Genußvermögen ästhetisch-begabter Frauen auf und er lauscht, beobachtet, tastet mit den Nerven und wird von allem Disharmonischen peinlich berührt. Sein Widerspruchsgeist in seiner stachelnden Sucht, alles bisher Geltende auf den Kopf zu stellen, erinnert von fern an die Art nervöser Damen. Die daraus folgende Sorglosigkeit im Aussprechen gefährlicher »Wahrheiten«, das divinatorische Ahnungsvermögen und mystische Prophetentum, das Hinundherfahren seiner Phantasie, das Sprunghafte seiner Gedankenbildung, die fast unbegreifliche Schmiegsamkeit und Biagsamkeit seines Sprachvermögens – lauter Eigenschaften, die tiefer im Weiblichen als im Männlichen wurzeln. Ferner seine Mißachtung des Geschlechtlichen, gipfelnd in dem berühmten Ausspruch: »Es ist besser in Räuberhand fallen als in die Träume eines brünstigen Weibes«, verrät sie nicht auch etwas von einem inneren Konflikt, wo die angeborenen männlichen Instinkte dem Unterliegen nahe sind? Und lauert nicht endlich in seiner Sehnsucht nach dem Uebermenschen das Bedürfnis nach einem Herrscher, dem er dienen und sich opfern kann, nachdem er seinen Gott verloren hat? Blickt hier etwas wie ein Sklaveninstinkt durch, das Jahrtausend lange Erbeil Evas in der Geschichte?«

Ein Seitenthema zu der Frage nach der Weiblichkeit von Nietzsches Seele berührte der holländische Arzt Lucien von Römer, indem er auf die Andro-

gynität des obersten Gottes in Nietzsches Privatmythologie hinwies. Der Monatsbericht vom März 1906 meldet: »In vornehmer Ausstattung erschien bei S. L. von Looy in Amsterdam, 1905, eine holländische Uebersetzung von Nietzsches »Also sprach Zarathustra« bearbeitet von Dr. L. S. A. M. v. Römer. In einem größeren Vorwort weißt dieser besonders darauf hin, daß die Idee der Wiedergeburt des Dionysus-Gedankens in Nietzsches Werken stark hervortritt und daß auch für ein Verständnis dieses Buchs ein richtiges Verstehen dieses Dionysus-Gedankens, dieses androgynischen Gottes eine Bedingung ist.«

von Römer war zu der Zeit, als er sich um die niederländische Nietzsche-Rezeption bemühte, einer der führenden Aktivisten im Wissenschaftlich-humanitäre Komitee und in der Gemeinschaft der Eigenen, sowie einer der wichtigsten Autoren im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*. Unter den Nietzscheanern in der Schwulenbewegung am Anfang des Jahrhunderts war von Römer zweifellos der nietzscheanischste.

Sankt Max vs. Ecce Homo

Der erwähnte Berliner Philosoph und Antinietzscheaner Eduard von Hartmann war offenbar nicht nur der Entdecker einer weiblichen Seele in Nietzsches männlichem Körper, er war auch der erste, der auf Max Stirner als einen von Nietzsche verschwiegenen Ideenlieferanten hinwies – eine Tatsache, die heutige Nietzscheaner mit einem gewissen Bedauern akzeptieren (vgl. Safranski 2000, S. 122 ff.):

»Den Vorwurf des Plagiats hatte Hartmann 1891 publik gemacht. Durch ihn, schrieb er 1896, sei die »jüngere Nietzsche-

Gemeinde ... genötigt worden, sich mit Stirner und Nietzsche vergleichend zu befassen und hat mein Urteil bestätigen müssen, dass Stirner seinen Nachfolger an philosophischem Gehalt weit überragt.« (nach Helms 1966, S. 308) Dieser Streit, der in den folgenden Jahren »eine umfangreiche Spezialliteratur« zeitigte (Helms ebd.), forderte auch John Henry Mackay, den späteren Propagandisten der »namenlosen Liebe«, zu einer Stellungnahme heraus. Mackay hatte sich in einem gewissen Rivalitätsverhältnis zu Hartmann seit den neunziger Jahren als Wiederentdecker Max Stirners empfunden. Er veranstaltete eine Neuausgabe der wichtigsten Schriften Stirners und verfasste eine Stirner-Biografie, in deren Kapitel »Wir und Er« die Stirner-Kommentatoren als unerheblich abgetan werden, die sich vor Mackay zu Stirner geäußert hatten; ihnen allen sei eine Eigentümlichkeit gemeinsam: »Sie alle gehen mehr oder weniger direkt von Friedrich Nietzsche aus. Keiner kann den trotzigsten Muth dieses Denkers, seine stolze Verachtung aller hergebrachten Autorität, die zeitweilige Gewalt seiner Sprache mehr bewundern, als ich, aber diesen ewigschwankenden, sich immer auf's Neue widersprechenden, von Wahrheit fast hilflos zu Irrthum taumelnden, verworrenen Geist vergleichen zu wollen mit dem tiefen, klaren, ruhigen und überlegenen Genie Stirner's, das ist eine Absurdität, nicht werth ernstlicher Widerlegung. Sie ist möglich eben nur in einer Zeit wie der unseren, die in gieriger Hast nach Allem greift, was sich ihrer unklaren Zukunftssehnsucht bietet. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass die meisten Nietzsche-Schwärmer mit einer Art kühler und höchst

komischer Ueberlegenheit von Stirner sprechen: sie trauen sich nicht recht an diesen Riesen heran und fürchten sich heimlich vor seiner starren Logik. Bei Nietzsche brauchen sie weniger zu denken: sie lullen sich in seine Sprache ein, während der rechte Nietzsche ihnen meist fremd bleibt. Aber es lockt die Zwerge, mit blechernen Kronen zu spielen. Lassen wir sie weiter spielen. Das Fieber der Nietzsche-Krankheit ist bereits im Fallen. Eines Tages wird sich auch der »Ueberschensch« an der Einzigkeit des Ich zerschmettern haben.« (Mackay 1898, S. 21 f.)

Gleich zweimal zitiert J. Edgar Bauer in seinem Aufsatz über Adolf Brand, Nietzsche und Stirner die obige Prophezeiung Mackays den zerschmetterten Übermenschen betreffend (Bauer 2000, S. 23 u. 33). Bauer will damit zeigen, dass schon Mackay jedwede Verquickung von Ideen Nietzsches und Stirners ablehnte, dass er aber die wahre Bedeutung und Überlegenheit Stirners nicht wirklich begriffen, allenfalls intuitiv gespürt habe. Diese sieht Bauer in »ontologischen Implikationen« der Stirnerschen Religionskritik, die an einem Ort »jenseits von Gläubigkeit und Atheismus« liegen sollen und mit Nietzsches religionsförmigen Privatmythologien inkompatibel seien (Bauer 2000, S. 33). Wie dem auch sei, im hier interessierenden Kontext sind zwei willkürliche, wenn nicht gar irriige Annahmen Bauers beachtlich: Er glaubt, dass Mackay bei Stirner »einen Begründungsansatz für die freiheitliche Entfaltung seiner persönlichen Sexualpräferenzen« gefunden habe und dass Mackay irgend etwas mit Adolf Brands Schwulenverein »Gemeinschaft der Eigenen« zu tun habe. Bauer unternimmt jedoch nicht einmal den Versuch, in den schwulen-

politischen Schriften Mackays oder sonstwo diesen »Begründungsansatz« nachzuweisen. Mackay hat in den Jahren 1905 bis 1912 unter dem Pseudonym Sagitta eine Reihe von Broschüren, *Bücher der namenlosen Liebe*, publiziert. Irgendwelche Stirner-Reminiszenzen oder gar Bezugnahmen kommen darin nicht vor. Bauer sieht als schlussendliche Pointe in Stirners Schriften eine eigentümliche »Selbstaufhebung der Sprache und des mit ihr artikulierten Denkens« (Bauer 2000, S. 27) inszeniert; und man könnte Mackays Bezeichnung für den schwulen Sex, »namenlose Liebe« vielleicht als Sprachspiel deuten, das jene Selbstaufhebung der Sprache ausprobieren soll. Wahrscheinlicher ist aber, dass Mackay sich zu seiner namenlosen Liebe von Oscar Wildes »Love that dare not speak its name« inspirieren ließ.¹

Mit der »Gemeinschaft der Eigenen« hat Mackay nie etwas zu tun gehabt. Lediglich im Jahre 1905 hat er etwas geheimnisräuberisch über die Vermittlung einer Dame aus Dresden einige Gedichte an Brand eingeschickt, die dieser in seiner Zeitschrift drucken ließ. Dass der Autor der Gedichte mit Mackay identisch ist, hat Brand erst später zufällig durch Bruno Wille erfahren.² Wenn der

¹ Hirschfeld zitiert aus Wildes Verteidigungsrede vor dem Londoner Gericht: »Die Liebe, welche in diesem Jahrhundert nicht ihren Namen nennen darf, die große Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren, wie sie zwischen David und Jonathan bestand« usw. (Hirschfeld 1896, S. 26)

² In einem Brief an Martin Fiedler vom 21.8.1939 schreibt Brand: »Darf ich Sie um eine Gefälligkeit bitten? Es handelt sich um Folgendes: die jetzige Adresse der Schauspielerin Firl in Dresden [...] Sie hat alle Briefe und Gedichte geschrieben, die ich unter dem Namen Sagitta 1905 erhalten habe. Sie

Bericht Friedrich Dobes zutrifft, den Kennedy zitiert (Kennedy 1988), dann hat Mackay nicht nur 1899 Hirschfelds Petition gegen den § 175 unterschrieben, er war zudem bis Ende 1906 in Hirschfelds Wissenschaftlich-humanitärem Komitee tätig. Dobe erzählt, wie Mackay unter Protest eine WhK-Versammlung verlässt, die 1906 in Hirschfelds Wohnung stattgefunden hatte, und wie er daraufhin aus dem WhK austrat und sich dem »Bund für männliche Kultur« seines Freundes Benedikt Friedländer anschloss. Bauers Raisonement: »Offenkundig war Mackay nicht in der Lage zu begreifen, daß Stirner zwar einem »Verein der Egoisten«, aber nicht die Gemeinschaft der Eigenen hätte beitreten können« (Bauer 2000, S. 33), entbehrt demnach einer Grundlage in den historischen Tatsachen.

Zur Frage der Zulässigkeit einer Verquickung von Nietzsche und Stirner sei schließlich noch eine ebenso schrille wie witzige

hat bis jetzt keine Ahnung, dass ich dies weiss und durch welchen Zufall ich diese Tatsache herausbekommen habe [...] Monate später treffe ich eines Tages Dr. Bruno Wille auf dem Bahnhof Friedrichshagen und er erzählt mir, dass er soeben vom Mackay-Prozess kommt. Er sei als literarischer Sachverständiger geladen gewesen. Ich antwortete verwundert: »Mackay-Prozess?« und er erwidert ärgerlich, sich verbessernd: »Na, Sagitta-Prozess. Sie wissen doch, seiner Bücher der namenlosen Liebe wegen.« – Und noch einige Wochen später ist der Redakteur Hermann Teistler, der auch schon einige Jahre tot ist, bei mir auf Besuch und wir unterhalten uns über Sagitta. Endlich ersucht er mich, ihm doch die Briefe von Sagitta mal zu zeigen [...] Kaum hat er auch nur einen Blick auf diese Briefe geworfen, da erklärt er ganz ruhig: »Wissen Sie, wer die Briefe geschrieben hat? Ich kenne die Handschrift ganz genau. Eine Dame, mit der Mackay sehr befreundet ist: die Schauspielerin Firl in Dresden.« [...] (Kopie des Briefes in meinem Archiv, M.H.)

Stelle aus einem Text Kurt Hillers zitiert. Hillers Nietzsche-Verehrung wies Züge eines hysterischen Fanatismus auf, sein Nietzsche-Stirner-Vergleich kommt demnach zu einem Resultat, der Bauers Wertung genau entgegengesetzt ist: »Nietzsche ist Ethiker, das heißt Verkünder von Sollsätzen; kein Denker seit Entstehung des Menschen war in monumentalerem Maße Ethiker als Nietzsche. Daß seine Ethik inhaltlich der geltenden Moral diametral entgegengesetzt ist, könnte nur ein Schwachsinniger leugnen; darum hört sie aber nicht auf, Ethik zu sein. Echter, will sagen kategorialer Gegner der Ethik war Max Stirner; er verhält sich zu Nietzsche wie die Mücke zum Adler. (Flügel haben beide.)« (Hiller 1966, S. 154)

Hirschfeld, Freud, Nietzsche

In Hirschfelds Schriften sind immer wieder Nietzsche-Sprüche eingestreut und bilden darin meist nur schmückende Garnierung wie Petersilie auf der kalten Platte. Einmal jedoch, als es um Nietzsches Frauenfeindlichkeit geht, widerspricht Hirschfeld und tadelt obendrein die Verharmlosungsversuche der Schwester:

»Nicht nur Theologen [...] haben dem Weibe das wahre Menschentum absprechen wollen, auch Philosophen und Naturforscher haben redlich mitgeholfen, seinen Wert zu schmälern. Bekannt ist, wie Arthur Schopenhauer in der Abhandlung »über die Weiber« [...] gegen das »niedriggewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht« wettet und wie Friedrich Nietzsche durch »ein altes Weiblein« dem Wahrheitssucher Zarathustra raten läßt: »Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!« Nietzsches Schwester

und Biographin, Elisabeth Förster, wendet sich zwar gegen die frauenfeindliche Auslegung dieser Stelle (in *Der einsame Nietzsche*, S. 412); sie sei nur als »Schalkhaftigkeit« zu verstehen. Mag sein. Es bleiben aber noch genug Aussprüche, aus denen hervorgeht, daß Nietzsche das weibliche Geschlecht nicht viel höher einschätzte wie sein großer Vorgänger; ich erinnere nur an den Spruch: »Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will.« (Hirschfeld 1926, S. 483 f.)

An einer anderen Stelle, als es um den Rassismus geht, interpretiert Hirschfeld Nietzsches Schwärmerei für die Mordgier seiner arischen Herrenrasse seltsam milde als bloße »Annahme«, »Deutung« und »atavistische Erklärung«, was doch tatsächlich eine politische Forderung Nietzsches an die kommenden Herren der Welt ist: »Friedrich Nietzsche suchte in der ihm eigenen Weise dem Rassenhaß eine Deutung zu geben, die der modernen psychoanalytischen Auffassung recht nahe kommt. In seiner *Genealogie der Moral* (1887) spricht er von dem Bedürfnis aller vornehmen Rassen, »insbesondere auch der nach Beute und Sieglüstern schweifenden blonden germanischen Bestie«, sich für den Zwang, den sie sich als soziale Gemeinschaft aufliegen müsse, gelegentlich durch Grausamkeit zu entschädigen; das frohlockende Ungeheuer trete dann in die Unschuld des Raubtiergewissens zurück. Die atavistische Erklärung Nietzsches wird den sich in der Massenseele vollziehenden Regungen aber doch nur mangelhaft gerecht. Für die Ausdrucksformen mag seine Annahme zutreffen, nicht aber für die menschliche Naturerscheinung

als solche, die durch alle Zeiten und Völker hindurchgeht.« (Hirschfeld 1928, S. 650)

Hirschfeld interessiert sich hier auch nur für die vermeintliche Ähnlichkeit zwischen Nietzsches »Erklärung« und der Psychoanalyse. Und tatsächlich findet man die umfangreichsten Äußerungen Hirschfelds zu Nietzsche dort, wo er seine Kritik der Freudschen Lehre entwickelt, im Kapitel »Kindheit und Geschlechtlichkeit. Freuds sexuelle Theorien« im ersten Band der *Geschlechtskunde*. Die Psychoanalyse sei nämlich in weiten Teilen eine bloße Neuformulierung von Gedanken, die Nietzsche zuerst viele Jahre vor Freud geäußert habe. Speziell bei den Konzepten des Über-Ichs und der Sublimierung könne »Nietzsche als Vorläufer Freuds oder Freud als Nachfolger Nietzsches bezeichnet werden« (Hirschfeld 1926, S. 235) Hirschfeld geht aber nicht so weit, dass er Freud zum Nietzsche-Epigon herabwürdigt, vielmehr erkennt er unumwunden an: »Als wissenschaftliche Großtat und weit über eine theoretische Annahme hinausgehend erscheint uns in der Lehre Freuds aber der Beweis unbewußter seelischer Vorgänge und ihre Zurückführung auf die Sexualität.« (Hirschfeld 1926, S. 242)

Taugenichts/Tätiger Geist/Thomas Mann

Thomas Mann ist anscheinend sein Leben lang der treue Nietzsche-Verehrer geblieben, der er schon als Achtzehnjähriger – damals noch in Nachahmung seines älteren Bruders Heinrich – gewesen ist (Kurzke 1999, S. 39). Liebe und Hochachtung galten sowohl dem schriftstellerischen Werk wie auch dem damals üblicherweise als besonders »tragisch« angesehenen

Leben, das Nietzsche seit 1889 als Schwerstpflegefall in geistiger Umnachtung zubrachte.

Die *Betrachtungen eines Unpolitischen*, eine umfangreiche Abhandlung zur Rechtfertigung der deutschen Kriegsführung und der eigenen Kriegsbegeisterung, waren erstmals 1918 erschienen und können unter anderem auch als Thomas Manns wortreiche und weitschweifige Liebeserklärung an Nietzsche gelesen werden. Kein Künstler, kein Politiker und kein Autor wird darin häufiger erwähnt und breiter zitiert und gedeutet als Nietzsche. Keiner, auch nicht Goethe oder Schopenhauer, wird schwärmerischer betrachtet als er. Mehrfach kann man Bekenntnisse wie dieses lesen:

»Die drei Namen, die ich zu nennen habe, wenn ich mich nach den Fundamenten meiner geistig-künstlerischen Bildung frage, diese Namen für ein Dreigestirn ewig verbundener Geister, das mächtig leuchtend am deutschen Himmel hervortritt, – sie bezeichnen nicht intim deutsche, sondern europäische Ereignisse: Schopenhauer, Nietzsche und Wagner.« (Mann 1956, S. 63 f.)

Zwei durchgängige Themen in Nietzsches Schriften, seine Ausfälle gegen Bismarck und gegen »die Deutschen«, bedeuten für Thomas Manns kriegspropagandistische Indienstnahme ein Problem, das einer besonderen Behandlung bedurfte. Was Bismarck betrifft, so verteidigt ihn Thomas Mann auf denkbar milde Weise, indem er eine posthume Versöhnung unternimmt. Im Inneren von Nietzsches Bismarck-Hass entdeckt Thomas Mann Bruderliebe. Nietzsche »war als Mann deutschen Schicksals der gute Bruder seines großen Gegenspielers Bismarck« (Mann 1956, S. 79). Wie er Richard Wagner noch in

den schrillsten Hass-Attacken heimlich geliebt hat, so auch Bismarck und die Deutschen. »Von Nietzsches Deutschfeindlichkeit zu reden, wie es in Deutschland zuweilen geschieht [...], ist ebenso plump, wie es wäre, ihn einen Anti-Wagnerianer zu nennen.« (Mann 1956, S. 70) Er tadelte die schlechten Eigenschaften der Deutschen, um sie zu bessern: »Wenn er sagt: ›Die Ära Bismarcks (die Ära der deutschen Verdummung). Das ausschließliche Interesse, das jetzt in Deutschland den Fragen der Macht, dem Handel und Wandel und – zuletzt – dem ›Gut leben‹ geschenkt wird – so protestiert aus ihm die deutsche Geistigkeit selbst, der deutsche Kulturidealismus...« (Mann 1956, S. 230). Geistigkeit und Kulturidealismus haben mit Nietzsches Seele zu tun: »Die ungeheure Männlichkeit seiner Seele, sein Antifeminismus, Antidemokratismus, – was wäre deutscher?« (Mann 1956, S. 75) Nietzsches Seele ist so ungeheuer männlich und deutsch, dass er es – in der Auslegung durch Thomas Mann – fertig bringt, den Krieg als Akt der Humanität zu empfehlen. Der größte und furchtbarste Krieg ist das beste Mittel zur Rettung der »Kultur«: »Ist eine Humanität, eine philosophische Verantwortlichkeit für das Schicksal der Menschheit, oder, um dem Begriff etwas mehr Konkretheit zu geben, der europäischen Menschheit denkbar, die antihumanitär genug wäre, den Krieg grundsätzlich gutzuheißen und für unentbehrlich zu erklären? Nietzsche – und zwar wiederum nicht der späte und steil-groteske, sondern der aufgeklärte Verfasser von *Menschliches, Allzumenschliches* – liefert den Beweis der Möglichkeit. ›Es ist eitel Schwärmerei und Schönseelen-

tum«, sagt er, »von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat, Krieg zu führen.« Und am Schlusse des Aphorismus, der so beginnt, heißt es mit derselben Bestimmtheit und Gelassenheit: »Man wird immer einsehen, daß eine solche hoch kultivierte und daher notwendige Menschheit, wie die jetzige Europas, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten Kriege – also zeitweiliger Rückfälle in die Barbarei – bedarf, um nicht an den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen.« (Mann 1956, S. 448). Wenn demnach der Weltkrieg notwendig ist, um nicht nur die Kultur der Menschheit Europas, sondern sogar ihr künftiges »Dasein« zu retten, dann muss man ihn jedenfalls lieben und loben, egal wer am Ende siegen wird.

Dennoch sind die *Betrachtungen eines Unpolitischen* in weiten Teilen ein außerordentliches Sprachkunstwerk. Die für meinen Geschmack schönsten Stellen findet man in dem Kapitel »Von der Tugend«, wo Thomas Mann den Inhalt des Romans *Aus dem Leben eines Taugenichts* von Joseph von Eichendorff nacherzählt. Der Held des Romans wird als männliche Sexbombe geschildert, was Thomas Mann in einer derart schwulen und poetischen Manier gelingt, wie es in *Tonio Kröger* oder in *Der Tod in Venedig* kaum der Fall ist:

»Er ist von der Familie der jüngsten Söhne und dummen Hänse des Märchens, von denen niemand etwas erwartet und die dann doch die Aufgabe lösen und die Prinzessin zur Frau bekommen. Das heißt, er ist ein Gotteskind, dem es der Herr im Schläfe gibt, und er weiß das auch [...] Auch ist er so hübsch

von Gesicht, daß in Italien, wo er, ohne es zu wissen, infolge der Intrige eine Zeitlang für ein verkleidetes Mädchen gilt, ein schwärmerischer Student sich recht hoffnungslos in ihn verliebt und daß überhaupt alle Herzen sich freundlich zu ihm neigen« usw. (Mann 1956, S. 370).

Und erfreulicherweise ist da, wo Thomas Mann vom Taugenichts erzählt, von dem öden Nietzsche überhaupt nicht mehr die Rede.

Das Taugenichts-Kapitel hatte Thomas Mann bereits im November 1915 vorab in der *Neuen Rundschau* veröffentlicht. Gleich damals war offensichtlich, dass es nicht nur um Kriegspropaganda ging, sondern auch um einen ideologischen Kampf gegen den Bruder Heinrich, der zwar ebenfalls noch immer glühender Nietzscheaner war, jedoch mit einer anderen Färbung, gewissermaßen zur linken, antibellezistischen Fraktion der Nietzsche-Gemeinde gehörte. Dort befand sich auch Kurt Hillers politische Heimat, und es war nicht Bruder Heinrich, der Thomas Manns Angriffe auf die von ihm verächtlich so genannten Zivilisationsliteraten beantwortete, sondern Hiller. In einer Broschüre *Taugenichts/Tätiger Geist/Thomas Mann*, die auch in einem späteren Sammelband enthalten ist (Hiller 1925, S. 52 ff.), geht es jedoch noch nicht um die sexuelle Attraktivität des Taugenichts, sondern um die Frage, wer sich zurecht auf Nietzsche berufen konnte, Bruder Thomas, der unpolitisch den deutschen Angriffskrieg liebt und verklärt, oder Bruder Heinrich, der den »Geist« des friedliebenden »Aktivismus« als Gegensatz zur kriegslüsternden »Bürgerlichkeit« sieht:

»Aber Nietzsche? Auf den be-

ruft Th. Mann sich ja geradezu! Der habe sich nämlich den »letzten unpolitischen Deutschen« genannt und habe gegen den »furor politicus« den »furor philosophicus« ausgespielt [...] Hier zeigt sich am deutlichsten, wie mäßig der gute Wille war, mit dem das Verständnis des Bourgeois-poète sich unserm Begriff von Politik näherte. Denn jene Politik, vor der es Nietzsche geekelt hat, war das Treiben der Parteiflathköpfe und Leitartikler; gerade die Ungeistigkeit des (im ehemaligen Sinn) »politischen« Lebens peinigte ihn, so wie ihn allerdings auch die Ungeistigkeit der zeitgenössischen Philosophie entnervte. Sein Begriff von Geist ist der politischste, der sich denken läßt [...] So wahr es bleibt, daß das, was Nietzsche unter Philosophie verstand, durch Abgründe getrennt war von dem, was sein Zeitalter Politik nannte, so absurd bleibt die Versicherung, man dürfe sich auf Nietzsche berufen, wenn man die angeblich »deutsche Antithese« von Philosophie und Politik (nicht der empirischen irgendeiner Epoche, sondern von Philosophie als Idee und Politik als Idee) beweisen will. Des jungen Aktivismus politisch intentionierte Philosophie und philosophisch fundamementiert Politik – diese Synthesis [... wäre] wohl sehr im Sinne des Weisen von Sils-Maria; und wenn er heut zwischen Thomas und Heinrich zu wählen hätte – meine Wenigkeit bürgt dafür: er schwankte nicht!« (Hiller 1925, S. 58)

Hiller stimmt übrigens mit Thomas Mann darin überein, dass man als echter Nietzscheaner die »Demokratie« ablehnen müsse. Irgendwelche geistigen Eliten, die vermutlich irgendwo in der Nähe blonder Bestien und Herrenrassen wohnen, sollten

künftig herrschen.

In einer zweiten Polemik gegen Thomas Manns »unpolitische« Kriegsbegeisterung (1917 in Hillers *Ziel*-Jahrbuch zuerst erschienen) geht Hiller auch auf die quasi sexuelle Frage ein und tadelt die seiner Ansicht nach unzulässige Verquickung von Logos und Eros. Die »etwas frivole Anmaßung des Geschmacks«, die Hiller rügt, ist das sexuelle Wohlgefallen an dem schönen blonden Taugenichts:

»Sicher ein gesunder Geschmack, des Charmides Wuchs, Gesicht, Stimme, Wesen... der sokratischen Fratze ästhetisch vorzuziehn, den parzivalhaft tumben Knappen dem geistbeladenen Mönch [...]; allein um der Ästhetik willen zu verlangen, daß die Welt auf dem Fleck stehen bleibe – : eine etwas frivole Anmaßung des Geschmacks! Thomas Mann, mit Nietzsches Wort, »nimmt die Partei der Idioten« (wenn auch der anmutigen Idioten!) »und spricht einen Fluch gegen den Geist aus«; seine Maxime, zum Prinzip erhoben und allgemein befolgt, würde eine Gesellschaft ergeben, in der zum Beispiel die Buddenbrooks keinen Leser mehr fänden! [... Thomas Manns Lehre] ist, als Lehre, der Form nach Logos, dennoch inhaltlich vom Eros bestimmt; solche Verwirrung führt nie weiter. Eros und Logos sind Seelenkräfte, die einander, in allen Tiefsten gerade, bekämpfen – von Anbeginn zu Anbeginn; es würde die erbärmlichste Platitude sein, diesen »Gegensatz« etwa »ausgleichen« zu wollen (nur seine Balancierung kann und muß Aufgabe einer höheren Psychodiätetik werden); daß sich indessen der Eros zum Kampf mit dem Logos als Logos maskiert, um dann den Schein hervorzurufen,

als führe Logos sich selbst ad absurdum, ist eine vermeidbare Unsauberkeit.« (Hiller 1925, S. 65)

Nachdem 1918 die vollständigen *Betrachtungen* als Buch vorlagen und nachdem Thomas Mann etwa seit 1922 die Wende hin zur Bejahung der bürgerlichen deutschen Demokratie vollzogen hatte, war dies für Hillers Empfinden noch immer viel zu »konservativ«. Er hätte es gern gesehen, wenn es ihm gelungen wäre, Thomas Mann zum Glauben an einen irgendwie sozialistisch-nietzscheanisch-platonischen Aktivisten-Staat der Zukunft zu bekehren.

Im Lichte unserer Erfahrung 1947: »O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!« (Ophelia)

Im Juni 1947 hielt Thomas Mann auf einer Tagung des PEN-Clubs in Zürich einen Vortrag über »Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung«. Es ist noch immer die alte Liebe, die ihm die Gewissheit eingibt: Nietzsche war und ist der Größte vermittelt seines speziellen »heroischen Ästhetizismus, zu dessen Schutzherrn er den Gott der Tragödie, Dionysos, ausruft«, was ihn »zum größten Kritiker und Psychologen der Moral macht, den die Geistesgeschichte kennt.« (Mann 1948, S. 24 f.) Dieser Superlativ wird jedoch im Lichte der Erfahrung, hauptsächlich mit dem Hitlerfaschismus, relativiert und wenigstens ein bisschen zurückgenommen. Aber nicht allzu sehr:

»Etwas in die Enge getrieben sieht unsere Verehrung sich freilich, wenn der von Nietzsche hundertmal verhöhnnte und als giftiger Hasser höheren Lebens angeprangerte »Sozialismus der unterworfenen Kaste« uns nach-

weist, daß sein Übermensch nichts anderes ist als die Idealisierung des fascistischen Führers, und daß er selbst mit seinem ganzen Philosophieren ein Schrittmacher, Mitschöpfer und Ideensouffleur des europäischen –, des Welt-Faschismus gewesen ist.« (Mann 1948, S. 39)

Thomas Mann scheut sich nicht, Nietzsches faschistische Kompatibilität noch deutlicher zu benennen:

»Nicht umsonst ist sein Wort vom »gefährlichen Leben« ins Italienische übersetzt worden und in den Argot des Faschismus eingegangen. Alles, was er in letzter Überreiztheit gegen Moral, Humanität, Mitleid, Christentum und für die schöne Ruchlosigkeit, den Krieg, das Böse gesagt hat, war leider geeignet, in der Schund-Ideologie des Faschismus seinen Platz zu finden, und Verirrungen wie seine »Moral für Ärzte« mit der Vorschrift der Krankentötung und Kastrierung der Minderwertigen, seine Einprägung von der Notwendigkeit der Sklaverei, dazu manche seiner rassehygienischen Auslese-, Züchtungs-, Ehevorschriften sind tatsächlich, wenn auch vielleicht ohne wissentliche Bezugnahme auf ihn, in die Theorie und Praxis des Nationalsozialismus übergegangen. Wenn das Wort wahr ist: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen«, so steht es schlimm um Nietzsche.« (Mann 1947, S. 40)

Das rhetorische Manöver, mit dem Thomas Mann zum Schluss ein Und Dennoch! hervorzubert, vollzieht er in einem Doppelschritt. Zuerst wird Nietzsche umgedeutet, vom Ur-Faschisten zum Seismographen:

»Unter der Hand bin ich geneigt, hier Ursache und Wirkung umzukehren und nicht zu

glauben, daß Nietzsche den Fascismus gemacht hat, sondern der Fascismus ihn, – will sagen: politikfern im Grunde und unschuldig-geistig, hat er als sensibelstes Ausdrucks- und Registrierinstrument mit seinem Macht-Philosophem den heraufsteigenden Imperialismus vorempfunden und die fascistische Epoche des Abendlandes, in der wir leben und trotz dem militärischen Sieg über den Fascismus noch lange leben werden, als zitternde Nadel angekündigt.« (Mann 1947, S. 39)

Zwotens entdeckt Thomas Mann den sozialistischen Nietzsche, »daß der sozialistische Einschlag in seiner Vision nachbürgerlichen Lebens ebenso stark ist wie derjenige, den man den fascistischen nennen kann. Was ist es denn, wenn Zarathustra ruft: ›Ich beschwöre euch, meine Brüder, bleibt der Erde treu! Nicht mehr den Kopf in den Sand der himmlischen Dinge stecken, sondern frei ihn tragen, einen Erdenkopf, der der Erde Sinn schafft!... Führt gleich mir die verflogene Tugend zur Erde zurück – ja, zurück zu Liebe und Leben: daß sie der Erde einen Sinn gebe, einen Menschensinn!‹? Es bedeutet den Willen, das Materielle mit Menschlichem zu durchdringen, den Materialismus des Geistes, es ist Sozialismus.« (Mann 1947, S. 41 f.)

Nach einigen weiteren Beispielen von Nietzsche-Sozialismus scheint er die Absurdität dieses Einfalls zu ahnen und besinnt sich auf das innerste Zentrum seiner Liebe zu Nietzsche. Er liebt die schöne Form seines Denk- und Dichtwerkes, davon ist er fasziniert. Fascismus und Faszination sind die Wörter, die in dem späten Rechtfertigungstext besonders häufig vorkommen:

»Nietzsche dagegen ist der voll-

kommenste und rettungsloseste Ästhet, den die Geschichte des Geistes kennt, und seine Voraussetzung, die seinen dionysischen Pessimismus in sich enthält: daß nämlich das Leben nur als ästhetisches Phänomen zu rechtfertigen sei, trifft genauestens auf ihn, sein Leben, sein Denk- und Dichtwerk zu, – nur als ästhetisches Phänomen ist es zu rechtfertigen, zu verstehen, zu verehren, bewußt, bis in die Selbst-Mythologisierung des letzten Augenblicks und bis in den Wahnsinn hinein ist dieses Leben eine künstlerische Darbietung, nicht nur dem wundervollen Ausdruck, sondern dem innersten Wesen nach, – ein lyrisch-tragisches Schauspiel von höchster Faszination.« (Mann 1947, S. 45)

Wenn die Faszination derart mächtig ist, dass sie nahezu lebenslänglich, ungefähr seit der Spätpubertät zu wirken vermag, dann verlieren rationale Einwände ihre Macht. Allenfalls könnte man mit einer weiteren Spiralbewegung der berühmten Thomas Mannschen Ironie auf die große sprachliche Schönheit seines 1947er Nietzsche-Vortrages hinweisen und auch ihn als ästhetisches Phänomen rechtfertigen.

Was aber tat Kurt Hiller, der Antipode in Sachen Nietzsche-Verehrung, nach dem Krieg? Immer wieder verkündete er, dass er den Dichter Thomas Mann für überbewertet hielt, und was seine Liebe zu Nietzsche betrifft, strebte er den Spitzenplatz an, indem er sich so verrückte Superlative ausdachte wie kein anderer. Nietzsche sei »das gewaltigste Genie unseres Jahrtausends, dessen Strahlung nicht ermattet« (Hiller 1969, S. 387), und er bekennt, dass Nietzsche für ihn »der größte und also verehrungswürdigste Denker unseres Jahrtausends

[sei...] ja, Nietzsche ist ein Heroenbild, vor dem zu knien keine Selbsterniedrigung darstellt.« (Hiller 1966, S. 153) Wer da zu widersprechen wagte, der wurde ohne mit der Wimper zu zucken in der Schachtel mit der Aufschrift »nazistische und antinazistische Dummköpfe« (ebenda) abgelegt.

Ein schwuler Nietzsche-Mythologe: Ernst Bertram

Hermann Kurzke teilt folgende Beobachtung mit: »Wer im Ersten Weltkrieg und danach Positionen vertrat wie Thomas Mann, endete meistens als Nationalsozialist, wie viele seiner Weggenossen, wie Ernst Bertram, Hans Pfitzner, Josef Ponten oder Alfred Baeumler.« (Kurzke 1999, S. 354 f.) Was den Weggenossen Bertram betrifft, so teilte er mit Thomas Mann nicht nur die Leidenschaft für Nietzsche und das sexuelle Interesse an jungen Männern. Die beiden hatten in den Jahren des Ersten Weltkriegs eine intensive und intime Arbeitsgemeinschaft zu Fragen der Nietzsche-Deutung. Im gleichen Jahr 1918 erschienen Thomas Manns nietzscheanischen *Betrachtungen eines Unpolitischen* und Ernst Bertrams Abhandlung *Nietzsche. Versuch einer Mythologie*, ein Buch, das in den folgenden Jahren zu den beliebtesten Schriften des Nietzsche-Kultes gehörte und noch 1989, mehr als dreißig Jahre nach Bertrams Tod, in zehnter Auflage herauskam.

Immer wieder wird behauptet, in Bertrams Nietzsche-Buch würde sich seine Hinwendung zu den Nazis ankündigen. Tatsächlich geht es darin aber an keiner Stelle um Hass auf Juden, Hass auf Sozialisten und Demokraten oder um die Liebe

zu kriegslüsternden Übermenschen. Diese gewissermaßen klassischen Themen Nietzsches, die ihn für den NS so attraktiv machten, kommen bei Bertram überhaupt nicht vor. Das Buch ist auch zu Bertrams Lebzeiten zuletzt 1929 erschienen und dann erst wieder 1968. In der Nazizeit war es zwar nicht verboten, wurde aber nicht neu aufgelegt. Es ist demnach Nonsense, wenn es beispielsweise in der Deutschen Biographischen Enzyklopädie von Walter Killy (Band 1, 1995) zu Bertram heißt: »Mit seinem Buch *Nietzsche* schuf er eine ideologische Komponente der nationalsozialistischen Rassenideologie, indem er Friedrich Nietzsches Philosophie auf die Theorie des Herrenmenschentums reduzierte.«

Was den deutschtümelnden Chauvinismus betrifft, so zitiert Bertram zwar den furchtbaren Spruch: »Herrschen und dem höchsten Gedanken zum Siege zu verhelfen – das einzige, was mich an Deutschland interessieren könnte«, bei Bertram wird dies aber mit einer seltsam unpolitischen Wendung zur Innerlichkeit versehen: »Wann hat ein Deutscher je stolzer von deutschem Wesen als deutscher Verantwortung gesprochen? ›Deutschland über alles‹ – das könnte, das dürfte ihm nur heißen: der Deutsche muß innere Weltweite behalten, jenes einzigartige (in der äußerlichsten Sphäre ›kosmopolitisch‹ sich darstellende) Verantwortlichkeitsgefühl: eine Welt zu sein, ein echter Kosmos mit all seinen werdenden Möglichkeiten; die Last einer Welt, die Zukunft einer Welt zu tragen – nicht ›dieser‹ Welt, sondern einer ›andern‹, einer neuen Welt deutscher Verwirklichung.« (Bertram 1929, S. 97) Und den »höchsten Gedanken« erkennt

Bertram in folgenden Nietzsche-Worten: »Wiedererweckung des Hellenentums. Kampf gegen die Zivilisation ... Herstellung des wahren deutschen Geistes.« (Bertram 1929, S. 98)

Das ganze Buch ist übrigens weder eine Biografie noch eine Darstellung der Philosophie Nietzsches. Bertram hat von seinem Idol gelernt, dass die »Historie« für »das Leben« eigentlich keinen »Nutzen«, sondern vor allem »Nachteil« einträgt. Sein Nietzsche-Buch ist deshalb eine Art weitschweifiges Feuilleton im evangelischen Predigtton zur Erbauung und Unterhaltung der Gemeinde. »Alles wissenschaftlich Biographische«, was dem »geschichtlichen Wissen« entspricht, will Bertram irgendwie überwinden, unter sich lassen und stattdessen ein »lebendiges Bild« in der Manier mittelalterlicher Heiligenlegenden malen (Bertram 1929, S. 10). Den Versuch einer Nietzsche-Mythologie verspricht der Untertitel des Buches und die umfangreiche Beweihräucherung des wunderbaren Helden und Märtyrers ist somit auch der Inhalt. Besonders häufig ist von Tragik und von Tragödien die Rede, fast alles an Nietzsche ist tragisch, besonders wenn es quasi psychologisch um die ambivalenten Empfindungen Nietzsches gegenüber großen Männern geht. Richard Wagner, Martin Luther, Jesus Christus, Sokrates und einige andere Zeitgenossen und »Vorläufer« soll Nietzsche genau so heftig gehasst wie geliebt haben. Über die Hassliebe zu den Genannten und ferner über die ungeschmälerte Liebe zu Goethe, zu Heraklit von Ephesus und zu dem Maler Claude Lorrain, der die Schönheit der südlichen Landschaft nach Nietzsches Geschmack gemalt

hat, plaudert Bertram besonders ausgiebig.

Foucaults Offenbarung

»Nietzsche war eine Offenbarung für mich« – mit dieser und ähnlichen christlich gefärbten Wendungen hat Foucault in diversen Interviews seine Liebe zu Nietzsche eingestanden (nach Schmid 1992, S. 181)

Von den schwulen Schriftstellern, deren Karriere nach dem Zweiten Weltkrieg begann, scheint er – wenn man von den weiter oben erwähnten Randfiguren absieht – der einzige zu sein, der für Nietzsche schwärmt und von Nietzsche gelernt haben will. Alle andern, in Frankreich waren das vor allem André Gide und Henry de Montherland, in Deutschland Hiller, Bertram, Thomas Mann, haben zwar nach dem Krieg als rüstige Greise den Nietzsche-Kult gepflegt, begonnen hat das aber schon lange vorher. Für Thomas Mann gilt zum Beispiel: »Spätestens setzt die Nietzsche-Faszination jedoch 1894 ein.« (Kurzke 2000, S. 39)

Foucaults Offenbarungserlebnis begann 1953 (Taureck 1997, S. 29), vorher gab es aber eine ziemlich skurrile Episode: Michel Foucault in der Parti communiste français. 1950 war er in die P.C.F. eingetreten und irgendwann 1952 oder 1953 wieder ausgetreten. Der Eintritt geschah auf Drängen seines damaligen älteren Freundes und Mentors Louis Althusser, der Austritt vollzog sich genauso geräuschlos und unauffällig wie seine weitgehend passive Mitgliedschaft, er ist einfach nicht mehr hingegangen, wenn die Parteizelle der Pariser École normale supérieure tagte; seinen Parteiausweis hat er einfach nicht mehr verlängern lassen (Macey 1993, S. 41). Weeks

glaubt, dass der Grund für Foucaults Parteiaustritt die Auseinandersetzung um den sowjetischen Biologen Lyssenkow gewesen sei (Weeks 2000, S. 106 f.), Macey nennt noch die Haltung der Sowjetunion gegenüber Israel, Stalins Antisemitismus sowie die Schwulenfeindlichkeit der Partei als mögliche Austrittsgründe. Was auch immer Foucaults kuriosen Kommunismus und Antikommunismus motiviert haben mag, Jahrzehnte später erzählte er, er habe damals, 1950, ein »nietzscheanischer Kommunist« werden wollen, was ihm leider nicht glückte, was zudem eine retrospektive Projektion gewesen sein dürfte (Macey 1993, S. 35), denn die Nietzsche-Offenbarung ereignete sich erst, wie seine Biografen übereinstimmend aussagen, 1953. Vorher hat er nicht etwa Marx und Stalin gelesen, sondern »die drei großen H«, Hegel, Husserl, Heidegger, die damals die drei Hausgottheiten der École normale supérieure waren, dem Pariser Seminar für Gymnasiallehrer, an dem Foucault ausgebildet wurde (Macey 1993, S. 33).

Politisch war Foucault später ein Anhänger des autoritären Regimes des Generals de Gaulle, ohne jedoch Mitglied in einer Partei zu werden. Als de Gaulle im Jahre 1968 gestürzt wurde, zeigte Foucault diffuse und vage Sympathie mit der anarchistischen Linken und engagierte sich mit der Vorsicht, die einem Staatsbeamten wie ihm zukam, vorübergehend für eine Reform des Strafvollzugs in Frankreich.

Foucaults Nietzsche-Faszination ist zwar an vielen Stellen in seinen Schriften offensichtlich, ob aber eine seiner Lieblingsvokabeln seit Beginn der siebziger Jahre, Macht (*pouvoir*), von Nietzsches Lieblingsidee,

dem Willen zur Macht, irgendwie angeregt ist, kann bei der Verschwommenheit beider Konzepte kaum nachgewiesen werden, wird sogar direkt bestritten: »Foucaults Überlegungen zu einer allgegenwärtigen sozialen Macht haben mit Nietzsches Macht-als-Welt nichts zu tun. Foucault hat überdies Nietzsches Kritik des modernen Staates als »kaltes Ungeheuer« verworfen.« (Taureck 1999, S. 243) Jürgen Habermas macht sich über Foucaults Vorstellung der Geschichte lustig, indem er diese charakterisiert »als ein sinnloses Auf und Ab anonymer Überwältigungsprozesse, in denen die Macht und nichts als die Macht unter immer neuen Masken auftritt.« (Habermas 1985, S. 129) Für Jeffrey Weeks, der an seiner tiefen Verehrung für Foucault keinen Zweifel aufkommen lässt, stellt sich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen den vielen von Foucault behandelten historischen Phänomenen (social entities); eine Antwort hat er bei Foucault nicht gefunden: »Welches sind die Berührungspunkte zwischen diesen historischen Phänomenen; wirkt hier irgendwann ein Artikulationsprinzip zwischen ihnen oder gibt es nur ein Chaos von unzusammenhängenden Geschichten, deren eigentliche Zusammenhänge nie vollständig dargelegt werden können?« (Weeks 2000, S. 117; Übers.d.Verf.)

Foucault hat nur zwei kürzere Aufsätze publiziert, in denen er seine Sicht auf Nietzsche etwas näher schildert, der erste von 1964, »Nietzsche, Freud, Marx«, war mir nicht zugänglich und ist anscheinend noch nicht ins Deutsche übersetzt. Foucaults Geschichtsbild, jenes von Weeks gearnährte »chaos of unrelated histories«, scheint aber hier im Geiste Nietzsches

beschworen zu werden. Die dunklen Mächte sind hier Interpretationsinstanzen. Schmid referiert: »Auch die Geschichte wäre demgemäß nur die unendliche Abfolge von Interpretationen, für die es nicht darum gehen kann, eine ursprüngliche Bedeutung erst ans Licht zu bringen, »weil im Grunde alles schon Interpretation ist.« (Schmid 1992, S. 196)

Weniger einfühlsam deutet András Gedö den geschichtsphilosophischen Obskurantismus von Nietzsche-Foucault in »Nietzsche, Freud, Marx«:

»Als Zentralfigur in der Trinität galt hier Nietzsche; dessen Erkenntnistheorie, das Absolute der Interpretation, die Auflösung der Realität in der Interpretation diente zur Grundlage der Freud- und Marx-Deutung. Nach Foucault ist Nietzsche, Freud und Marx die Unvollendetheit der Interpretation gemeinsam; »wenn die Interpretation sich niemals vollenden kann, dann ist es ganz einfach so, daß es nichts zu interpretieren gibt. Es ist nichts absolut Erstes zu interpretieren, weil im Grunde genommen alles schon Interpretation ist; jedes Zeichen ist in sich nicht die Sache, die sich zur Interpretation darbietet, sondern Interpretation anderer Zeichen.« Marx wurde bei Foucault [...] nietzscheanisiert [...] Marx' Theorie [wird] dem Fetisch Interpretation der Nietzscheschen Erkenntnistheorie ausgeliefert.« (Gedö in: Guzzoni 1991, S. 214)

In »Nietzsche, die Genealogie, die Historie« von 1971 geht Foucault in Nietzsches Fußstapfen bei der Zerstörung der Vernunft noch einen Schritt weiter und entsorgt den Menschen als »Erkenntnisobjekt«. Er lobt Nietzsche als einen kritischen Historiker: »[Der] kritischen Historie warf Nietzsche vor, uns

von unseren wirklichen Quellen abzuschneiden und die Bewegung des Lebens der Sorge um die Wahrheit zu opfern. Wenig später betätigt sich Nietzsche selber als kritischer Historiker, jedoch in ganz anderer Absicht: nicht mehr um die Vergangenheit im Namen einer der Gegenwart vorbehaltenen Wahrheit zu beurteilen, sondern um im endlos erweiterten Willen zum Wissen die Zerstörung des Erkenntnissubjekts zu wagen.« (Foucault in: Guzzoni 1991, S. 123) Die »Opferung des Erkenntnissubjekts« nennt Foucault eine Seite vorher dieses vermeintliche Wagnis Nietzsches, das ihm offenbar ganz außerordentlich imponiert hat.

Habermas hat darauf aufmerksam gemacht, dass Foucault mit dieser nietzscheanischen Überwindung von Vernunft und rationaler Erkenntnis den nationalsozialistischen deutschen Philosophen Heidegger überbietet:

»Der späte Heidegger konzipierte die Sprache als Haus des sich schickenden Seins; damit bewahrte er den einzelnen Etappen des Seinsverständnisses immerhin einen transzendierenden Bezug zu einem Sein, das je *es selbst* bleibt. Foucault eliminiert noch diese letzte, schwache Konnotation eines geschichtsphilosophischen Wahrheitsbezuges. Alle Geltungsansprüche werden diskursimmanent. Sie werden gleichzeitig eingezogen in das Ganze jeweils eines der blind sich ereignenden Diskurse – und ausgeliefert an das »Hazardspiel« ihrer wechselseitigen Überwältigung. Diese Konzeption verlangt »die Opferung des Erkenntnissubjekts« und verdrängt die Wissenschaft durch Genealogie [...] Nach dem Zerfall der transzendentalen Subjektivität richtet sich die Analyse auf ein anonymes, Welten aus sich her-

aussetzendes und Welten verschlingendes Sprachgeschehen, das jeder ontischen Geschichte, jeder innerweltlichen Praxis vorgeordnet ist und durch alles hindurchgreift: durch die porös gewordenen Grenzen des Ich, des Autors und seines Werkes.« (Habermas 1988, S. 246)

Jeffrey Weeks sagt Ähnliches etwas schlichter und streng apologetisch: Foucault habe eines Tages Hegel vollständig verworfen zugunsten einer tiefen Skepsis gegenüber den Ansprüchen der Philosophie (»he [...] rejected them entirely in favour of a deep scepticism about the claims of philosophy, inherited from Nietzsche.« Weeks 2000, S. 107; auf Seite 108 ist sogar von Foucaults »radical scepticis about the ultimate claims of knowledge« die Rede.)

An Weeks' Hommage à Foucault fällt auf, dass Foucaults Nietzscheanertum mit betonter Distanz und Neutralität registriert wird. Weeks erweckt bei seinen Lesern den Eindruck, dass seine eigenen Sympathien für Nietzsche nicht sehr stark sind. Er scheint zu glauben, anders als Foucault nichts von Nietzsche geerbt zu haben (»inherited from Nietzsche«). Es entsteht somit das überraschende Bild, als sei mit Foucault der letzte schwule Nietzscheaner gestorben. Andere mögliche Deutungen dieser Beobachtung wären etwa, dass die schwulen Nietzscheaner von heute die altmodische gay liberation verachten und ein Leben als closet queen für zeitgemäßer halten. Es könnte sein, dass es hierzulande bei der CDU und bei der NPD von schwulen Nietzscheanern nur so wimmelt und dass sie der blinde Fleck in meiner Wahrnehmung für mich unsichtbar macht.

Literatur

- Bauer, J.E.** (2000): Der »Einzige« als »Eigener«. Gelegentliche Thesen zu einer ideologischen Mißdeutung Max Stirners, in: Emanzipation hinter der Weltstadt. Berlin-Friedrichshagen.
- Bertram, E.** (1929, zuerst 1918): Nietzsche. Versuch einer Mythologie. 7. durchgehend erweiterte und ergänzte Auflage. Berlin.
- Frey, L.** (1896): Der Eros und die Kunst. Leipzig.
- Guzzoni, A.** (Hrsg. 1991): 100 Jahre philosophische Nietzsche-Rezeption. Frankfurt am Main.
- Habermas, J.** (1985): Die Neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt am Main.
- Habermas, J.** (1988): Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Frankfurt am Main.
- Helms, H.G.** (1966): Die Ideologie der anonymen Gesellschaft. Max Stirners »Einziger« und der Fortschritt des demokratischen Selbstbewußtseins vom Vormärz bis zur Bundesrepublik. Köln.
- Hiller, K.** (1925): Verwirklichung des Geistes im Staat. Beiträge zu einem System des logokratischen Aktivismus. Leipzig.
- Hiller, K.** (1966): Ratioaktiv. Reden 1914-1964. Ein Buch der Rechenschaft. Wiesbaden.
- Hiller, K.** (1969): Leben gegen die Zeit. Logos. Reinbek bei Hamburg.
- Hirschfeld, M.** (1896): Sappho und Sokrates oder Wie erklärt sich die Liebe der Männer und Frauen zu Personen des eigenen Geschlechts? Leipzig.
- Hirschfeld, M.** (1914): Die Homosexualität des Mannes und des Weibes. Berlin.
- Hirschfeld, M.** (1926): Geschlechtskunde. 1. Band: Die körperseelischen Grundlagen. Stuttgart.
- Hirschfeld, M.** (1928): Geschlechtskunde. 2. Band: Folgen und Folgerungen. Stuttgart.
- Kennedy, H.** (1988): Unbekanntes über Sagitta, in: CAPRI, Jahrgang 2, Nr. 1, S. 38 ff.
- Kurzke, H.** (1999): Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk. München.
- Mackay, J.H.** (1898): Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Berlin.
- Macey, D.** (1993): The Lives of Michel Foucault. London.
- Mann, T.** (1956, zuerst 1918): Betrachtungen eines Unpolitischen. Frankfurt am Main.
- Mann, T.** (1948): Nietzsches Philosophie im Lichte unserer Erfahrung. Berlin.
- Römer, L.S.A.M. von** (1908): Stellen aus Friedrich Nietzsches Werken über

Uranismus, Homosexualität und Verwandtes, in: Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Jahrgang 1, S. 39 ff.

Safranski, R. (2000): Nietzsche. Biographie seines Denkens. München, Wien.

Schmid, W. (1992): Auf der Suche nach einer neuen Lebenskunst. Die Frage nach dem Grund und die Neube-gründung der Ethik bei Foucault. 2. Auflage. Frankfurt am Main.

Taureck, B.H.F. (1997): Michel Foucault. Reinbek bei Hamburg.

Taureck, B.H.F. (1999): Nietzsche-ABC. Leipzig.

Weeks, J. (2000): Making Sexual History. Cambridge.

Deutschland

zu. Der einstige Terrorist und heutige Chef-Ideologe der NPD entpuppt sich als Brandstifter, der seine haarsträubenden Ankündigungen mit einer erschreckenden Selbstverständlichkeit von sich gibt.

Aber gleich danach zeigt sich der immer währende Mächtetern-Revolutionär in der Pose des schlichten „Normalen“. Der liebt seine bei einem Bali-Urlaub erstandenen handgeschnitzten Drachenfiguren. Das mit Klavier und teuren Teppichen respektive altmodisch geblümter Sitzgarnitur ausgestaffierte Eigenheim verrät den großbürgerlichen Ästheten, der zugleich erstaunlich bieder erscheint.

Den drahtig, obschon in früheren Jahren stets ein bisschen blässlich aussehenden Apo-Anwalt, der sich von der schlammigen Anarcho-Szene abhob, gibt es nicht mehr. Über den engen schwarzen Jeans wölbt sich bei dem ins Rentenalter vorgestoßenen Horst Mahler ein unverkennbarer Wohlstandsbauch, der ergraute kurz gestutzte Bart kann das leichte Doppelkinn kaum überdecken.

Und auch ansonsten wirken die diffusen Halbsätze, mit denen er etwa das Recht auf Heimat als „eine der Grundkonstanten unseres Seins als geistige Wesen“ anpreist, im Verhältnis zu seiner eigentlich schüchternen Art etwas seltsam.

„Ich bin kein Volkstribun“, sagt er kaum hörbar, und man glaubt es ihm.

In Anlehnung an eine Wortschöpfung diesmal nicht Hegels, sondern Friedrich Nietzsches nennt er sich aber im gleichen Atemzug selbstbewusst einen „Gedanken-krieger“. Er sagt, er habe der von ihm personifizierten Gewalt aus Überzeugung abgeschworen. Schließlich trägt der einstige Atheist inzwischen den lieben Gott „als Gewissheit“ in sich („Ich weiß, dass er ist“), und dieser wertvolle Besitz macht ihn zunehmend „gelassen“.

Doch Zweifel sind angebracht. Doch Zweifel sind angebracht. Doch Zweifel sind angebracht. Doch Zweifel sind angebracht.

hinzu, dass es ihm gelin- noch brachliegende „de- peu à peu „auf die Ebene Realitäten zu überfüh-

Die wirkliche Wirk- weiteres dagegen. In d- tamorphose hat der „ („Die Woche“) kaur- bracht. Die von ihm Taufe gehobene „Ne- bewegung“ kommt c- Fleck wie seine spä- ve zu Gunsten der

Wo immer der A aufkreuzt, hält Die von Mahler faschistischen scheinen sich haben.



Demonstrant Mahler (Kreis)*:

Er nir bietet Viel be ge ter pe T

Mahler, der „Chef-Ideologe“ der NPD liebt zufällig Nietzsche. (Der Spiegel Nr 6/2001)

Der Komet von Fersen

Wer viel Geld geerbt hat, einen Doppelnamen trägt oder einen Adelstitel, der wird nicht ernst genommen, wenn er ein Buch publiziert. Steht es nicht geschrieben: Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher das Pantheon der Literatur betritt?

Das war das Schicksal von Jacques Baron d'Adelswärd-Fersen¹ (1880-1923), dessen Großvater an der nordöstlichen Grenze Frankreichs die Eisen- und Stahlindustrie von Longwy angesiedelt hatte. Mystifizierungen und Verzerrungen zeichnen die Stereotype aus, die über Jacques in Umlauf waren: exzentrischer Nichtsnutz, homosexueller Jammerlappen, sentimentaler Schundautor. Fersen wollte sich in der Welt einen Namen machen, und dafür hat er sein Talent gut genutzt wie auch das Kapital, das sein Großvater ihm hinterlassen hatte. Die Ernte von fünfundzwanzig produktiven Jahren sind dreizehn ungewöhnliche Bücher, eine Villa auf Capri und eine Zeitschrift mit dem Gesamtumfang von 2000 Seiten.

In diversen Schlüsselromanen wird Fersen als anmaßender Dandy dargestellt, wie etwa in Roger Peyrefittes *L'exilé de*

Capri (1959, 1974 überarbeitet). Peyrefitte kann fröhlich aus dem Nähkästchen plaudern, weil er gut recherchiert hat, aber der Verfasser eines Schlüsselromans unterwirft sein Thema in gewisser Weise seiner Absicht; er bestimmt über Dichtung und Wahrheit. So unterstellt Peyrefitte Fersen historisch sehr unwahrscheinliche Begegnungen mit Oscar Wilde und Philipp Eulenburg. Bedenklicher ist jedoch, dass er seinen Protagonisten ständig ins Lächerliche zieht.

Deshalb ist es erfreulich, dass dem Baron unlängst endlich Gerechtigkeit widerfahren ist. Dem Utrechter Historiker Will H. L. Ogrinc, der Fersens Werk aufmerksam gelesen hat, verdanken wir eine brauchbare Bio- und Bibliographie. Ogrinc befasst sich beiläufig mit *Akados*, der faszinierenden Literaturzeitschrift, die Fersen ein Jahr lang herausgegeben hat. Für nur 30 Francs – das waren 24 Silbermark – konnte jeder geneigte Franzose *Akados* für das ganze Jahr 1909 abonnieren. Leider taten dies nur wenige, so dass das Blatt schon nach dem ersten Jahrgang eingestellt werden musste und dann schnell in Vergessenheit geriet.

In Deutschland und den Niederlanden ist *Akados* heute so gut wie nicht mehr vorhanden. Als einer, der im Besitz des kompletten Jahrgangs von *Akados* ist, möchte ich hiermit meine Wertschätzung für diese bemerkenswerte Zeitschrift zum Ausdruck bringen.

Tableaux vivants

Jacques d'Adelswärd-Fersen wurde am 20. Februar 1880² in Paris als Sohn von Axel d'Adelswärd und Louise Vuhrer geboren. Sein Vater starb jung, der Großvater 1898, und der Bruder Renold war als Kind gestorben, so dass Jacques, als er gerade die Schule verließ, nur noch seine Mutter und zwei Schwestern hatte – und ein kolossales Vermögen.

Sein erster Gedichtband erschien 1898 in Genf, 1900 folgten die *Chansons légères*, eine unschuldige sanfte Poesie, mit dem schmeichelhaften Vorwort von Edmond Rostand, der durch sein Theaterstück *Cyrano de Bergerac* berühmt geworden war. Es folgten in Abständen von weniger als einem Jahr Romane, Novellen und Gedichte wie etwa *L'Hymnaire d'Adonis* (1902), *Les Cortèges qui sont passés* (1903) oder *Le Danseur aux Caresses* (1903). Die Liebe zu Knaben wird in diesen Werken stets deutlicher, auch wenn viele Gedichte Herzoginnen und Gräfinnen gewidmet sind.

Fersens Studienzeit verlief recht ziellos und endete ohne einen akademischen Titel. Mit 21 Jahren wurde er einberufen und danach wollte er Schriftsteller werden. Im Januar 1903 entflammte seine Leidenschaft für einen Gymnasiasten namens Loulou Locré. Zur selben Zeit beabsichtigte Fersen, ein Fräulein von hohem aber verarmtem Adel zu ehelichen, zugleich

¹ Viele Daten über Fersen verdanke ich Will H. L. Ogrinc: *A Shrine to Love and Sorrow: Jacques d'Adelswärd-Fersen (1880-1923)*, in: *Paidika*, Winter 1994, Issue Nr. 10, S. 30-58. Der Artikel ist nachzulesen auf <http://semgai.free.fr/articles/fersen/> und enthält eine ausführliche Bibliografie. Jacques Baron d'Adelswärd Graf de Fersen konnte seinen Namen auf verschiedene Weise benutzen, ein Luxus, den normale Menschen nicht haben. Er wurde mit dem Nachnamen D'Adelswärd geboren und nannte sich später für gewöhnlich Jacques d'Adelswärd-Fersen, kurz Fersen.

² Nicht 1879 – ein hartnäckiger Fehler, den Timothy d'Arch Smith noch in der Neuauflage von Montague Summers' *Antinous and other Poems* (1995) macht. Man kann ihm keinen Vorwurf machen, denn selbst auf dem Grabstein von Fersen steht das falsche Datum.

machte er die Bekanntschaft des gleichaltrigen Albert de Warren, der ebenfalls eine Vorliebe für Gymnasiasten hegte.

Am 9. Juli 1903 jedoch kam der Schicksalsschlag. Wegen des Verdachts unsittlicher Handlungen mit Minderjährigen und der Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit wurde Jacques verhaftet. Zum Verhör brachte man ihn in das Santé-Gefängnis. Für die Presse war das ein gefundenes Fressen. Sie beschuldigte Baron d'Adelswärd-Fersen und Graf de Warren (der flüchtig war), »Schwarze Messen« und satanische Orgien zelebriert zu haben, denen zahllose Jünglinge aus den gehobenen Kreisen zum Opfer gefallen sein sollten.

Die Journalle schrie unisono: »Sittenskandal!« und, wie in solchen Fällen üblich, wurde einseitig berichtet und die spärlichen oder fehlenden Details durch reine Fantasie ergänzt. Da eine Schwarze Messe normalerweise im Geheimen stattfindet und niemand so recht weiß, was sich dort abspielt, sind der Vorstellungskraft der Zeitungsleser keine Grenzen gesetzt, und das Wort »Orgie« beflügelt ebenfalls seine Fantasie.

Was sich wirklich zugetragen hatte, war laut Ogrinc folgendes: zusammen mit seinem einundzwanzigjährigen Freund Albert de Warren organisierte der dreiundzwanzigjährige Jacques tableaux vivants (lebende Bilder); damals ein beliebter Zeitvertreib auch in heterosexuellen Adelskreisen. In Kostümen wurden historische Szenen oder Gemälde auf einer Bühne nachgestellt, manchmal unter Mitwirkung von Damen und Herren aus dem Publikum. Oft waren die Darsteller Gymnasiasten, um die 17 Jahre alt, von denen Jacques und Albert erotisch angezogen waren.

In diesem Fall nun wurde als Höhepunkt der Vorstellung »ein Adoleszenter, auf einem weißen Bärenfell liegend, der nackte Körper in einen goldenen Schleier gehüllt, die Stirn mit Rosen bekränzt und mit den Armen auf einem polierten Totenschädel gestützt«³ hereingetragen. Mehr als dieses dekadente Amusement hatte nicht stattgefunden. Dem damaligen Geschmack waren solche etwas kitschigen Veranstaltungen nicht fremd, und sie waren vor allem nicht strafbar.

Jacques wurde aber zum Verhängnis, dass er nach der Vorstellung mit einigen der jugendlichen Darsteller in die Garderobe gegangen war, wo er mit ihnen masturbierte.⁴ Nach fast einem halben Jahr Haft – zeitweise wurde er im Gefängnis-hospital behandelt – kam es zum Prozess unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Die Verurteilung zu sechs Monaten Haft führte nach Abzug der Untersuchungshaft zur Freilassung.

Nun stand Fersen allein da. Der Prozess hat sein Ansehen zerstört, der Ruf der Familie war ruiniert. Die Mutter, die Schwestern und die Verlobte wendeten sich mit Abscheu von ihm ab. Er unternahm eine Reise nach Ceylon und blieb 1904 sozusagen auf Capri hängen, wo er früher bereits öfters die Ferien verbracht hatte. Das unglückliche letzte Jahr seiner Jugendzeit schildert er in dem

³ Zitiert nach Fersens literarischem Feind Jean Lorrain in seinem posthumen *Pelléastres*, A. Méricant, Paris 1910, Nachdruck in *Dossier Jacques d'Adelswärd-Fersen*, Cahier GKC No. 21, Lille 1993. Zuerst publiziert als Zeitungsfeuilletons 1903.

⁴ Vgl. hierzu Roger Peyrefitte: *L'exilé de Capri*, édition définitive (1974), *Propos secrets* 2, (1980) S. 362 und Schlussfolgerung von Ogrinc.

intrigant-labyrinthischen Schlüsselroman *Lord Lyllian*.⁵

In Rom lernte er die Liebe seines Lebens kennen: den vierzehnjährigen Bauarbeiter Nino Cesarini.⁶ Der Junge willigte ein, einzuziehen in das »neopaganistische Heiligtum«, das Fersen hatte bauen lassen: »Villa Lysis«, benannt nach einem Schüler des Sokrates.

»Amori et Dolori Sacrum« (Heiligtum der Liebe und des Leidens) lautete das Motto des Hauses.⁷ In jenen Jahren schrieb er noch einige belletristische Werke, bevor er sich der Idee einer Zeitschrift zuwandte.

Schmeichelhafte Briefe

Über die Vorgeschichte von *Akados* ist kaum etwas bekannt. Die früheste Erwähnung finden wir in einem Brief von Fersen an Georges Eekhoud (1854-1927), ein französischsprachiger Flame, dessen zahlreiche Romane, Erzählungen, Lyrik und Betrachtungen heute so gut wie vergessen sind. Begeistert bezugte er seine Liebe

⁵ Messein, Paris 1905. Besprechung in »Portret, vervaardigd van scherven« in Gerrit Komrij, *Verzonken boeken* (1986).

⁶ Der Bildhauer Francesco Ierace, die Maler Umberto Brunelleschi und Paul Höcker und der Fotograf Wilhelm von Plüschow porträtierten Nino Cesarini mehrfach. Ein Gemälde Höckers ist abgebildet in *Goodbye to Berlin. 100 Jahre Schwulenbewegung* (1997) S. 62. Letzteres hängt an der Wand in der Villa Fersens, in Peter Weiermair: *Guglielmo Plüschow* (1994), S. 69. In demselben Buch findet man ein liliengekröntes Photo Ninos auf S. 1.

⁷ Siehe zum Motto der Villa Lysis vor allem Ogrinc, Fußnote 1. Hirschfeld erwähnt das Motto zweimal in *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* (1914, S. 448, 571) verschweigt aber den Namen von Fersen. Vielleicht hat Hirschfeld die Villa besucht, als er in den ersten Monaten des Jahres 1909 in Rom weilte. Siehe *Vierteljahresberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees* Jg. 1, S. 26 (Oktober 1909).

zum flämischen Volk, das sein Werk jedoch nicht lesen konnte. Schon 1899 hatte er den lyrischen Roman *Escal-Vigor* veröffentlicht, in dem er die Homosexualität offen und positiv darstellt.⁸ Es kam zum Prozess gegen Eekhoud, weil *Escal-Vigor* als sittenwidrig galt.⁹ Prominente setzten sich für ihn ein, was zu Eekhouds Ruhm beitrug. In den Niederlanden war er recht bekannt, weil Jacob Israël de Haan ihn bewunderte. De Haans *Pathologieën* (1908) ist Eekhoud gewidmet, *Een nieuw Carthago* (1919) ihm nachempfunden, ebenso wie zwei lange Gedichte im Band *Libertijnse Liederen* (1914). Einige Romane Eekhouds wie *Escal-Vigor* sind ins Deutsche übersetzt.

1907 entwickelte sich eine Korrespondenz mit Adelswärd-Fersen, von der einige Briefe erhalten geblieben sind.¹⁰ Eekhoud brachte Fersen mit Magnus Hirschfeld in Kontakt, der als erster 1897 in Berlin eine Vereinigung zur Emanzipation von Homosexuellen gegründet hatte: das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee (WhK). Hirschfeld war der Herausgeber der umfangreichen *Jahrbücher für sexuelle Zwischenstufen* (1899 bis 1923), in denen vielfältige wissenschaftliche Artikel zum Thema Homosexualität erschienen. Ein wichtiger Bestandteil jeder Ausgabe der *Jahrbücher* war die Bibliografie und Besprechung der Werke, die sich auf das Thema Homosexualität bezogen. Der elsässische Jurist Eugen Wilhelm

⁸ *Escal-Vigor* erschien 1903 in deutscher Übersetzung bei Max Spohr in Leipzig.

⁹ Siehe hierzu Numa Praetorius: Der Prozess von Georges Eekhoud wegen seines Romanes *Escal-Vigor*, in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Jg. 3, S. 520-525.

¹⁰ In: *Dossier Jacques d'Adelswärd-Fersen*.

(1866-1951) hatte sie unter seinem Pseudonym Numa Praetorius verfasst.

Im Brief vom 8. Dezember 1907 bedankte sich Fersen bei Eekhoud für den Kontakt zu Hirschfeld. In Deutschland hatte er außerdem Adolf Brand und dessen Zeitschrift *Der Eigene* kennengelernt. Dieses ästhetisch anspruchsvoll gestaltete Homoblatt könnte Fersen, der auf der Suche nach einer neuen Tätigkeit war, auf die *Akados*-Idee gebracht haben. Fersen schrieb an Eekhoud: »Die äußerst liebenswerte Erlaubnis, die Sie mir gegeben haben, mit Ihrer Empfehlung an Hirschfeld zu schreiben, wird sich als erfolgsträchtig erweisen. Auf meinen Deutschlandreisen hatte ich nur Brand und dessen *Eigenen* kennen gelernt. Andererseits erwartete ich, aufgrund der Korrespondenz mit den deutschen Führern der Partei, die Verwirklichung meines Vorhabens, das ich Ihnen anzuvertrauen wage: ich würde gern, über nichts Anderes verfügend als den gerechtfertigten Stolz unserer Ideen und einen heftigen Wunsch, sie weniger verkannt zu wissen, im kommenden Februar in Paris eine Zeitschrift für Kunst, Philosophie und Literatur gründen, in welcher ich in kleinen Schritten, um einen Skandal zu vermeiden, der anderen Liebe wieder zu ihrem Recht verhelfen möchte.« Soweit Fersen an Eekhoud.

Wahrscheinlich tauschten sich Fersen und »die Führer der Partei« über *Akados* aus. Vermutlich waren Hirschfeld und Wilhelm die Paten, als die Zeitschrift aus der Taufe gehoben wurde, in der wir übrigens eine von Wilhelm verfasste Deutsche Chronik finden, sowie eine Rezension zur Oper *Elektra* von Richard Strauss unter Wilhelms Pseudonym Numa Praetorius.

Fast zeitgleich mit dem Ende der Herausgabe von *Akados* sprach Dr. Hirschfeld »auf Ersuchen des ›Cercle international d'études sociales et littéraires‹ am 26. Februar [1910] im Hotel des Sociétés Savantes zu Paris in einer sehr gut besuchten Versammlung über ›Die Anomalien des Geschlechtstriebes mit besonderer Berücksichtigung der homosexuellen Frage‹. An der sehr angeregten Diskussion beteiligten sich u.a. Comte d'Adelswärd-Fersen, Dr. jur. Numa Praetorius, Dr. Camille Spiess und Dr. phil. Reichmann.«¹¹

Numa hielt sich Anfang 1910 für längere Zeit in Paris auf, wie er selbst erwähnt in seinem amüsanten Artikel »Homosexuelle Pissoirinschriften aus Paris« in *Anthropophyteia* VIII (1911). Darin führte er 114 einschlägige Kritzeleien in 52 Urinoirs auf. Der einunddreissigjährige Schweizer Anthropologe Spiess erschien 1909 kontinuierlich auf der Liste der Mitarbeiter von *Akados*, jedoch findet sich kein von ihm unterzeichneter Beitrag. Von Dr. phil. Reichmann ist nichts Näheres bekannt. Vielleicht ist er identisch mit »J. R., cand. phil. in Ch.« in der Abrechnung pro 1904 des *Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen* von 1905.

Möglicherweise traf Fersen im Februar 1908 die ersten Vorbereitungen für *Akados*. Was bedeutet dieser Titel eigentlich? Fersen erklärt das nicht. Laut Numa Praetorius bedeutet es: Student der Akademie, der Schule des Plato.¹²

¹¹ *Vierteljahrsberichte des WhK*, Jg. 1, S. 342.

¹² Ebenda, S. 433. *Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft* gibt da andere Auskunft: *Akados* sei der Name eines kaum bekannten Helden aus der griechischen Sagenwelt. Vielleicht hat Fersen bei der Namensgebung auch an die 1907-

Erst im Sommer desselben Jahres gewährt uns dieser hochgewachsene blonde junge Mann [Fersen] einen Einblick, wie er täglich über seinem Schreibtisch gebeugt, Mitarbeiter sucht. Paul Léautaud, der unter dem Namen Maurice Boissard die Theater rubrik für den anarchistisch angehauchten zweiwöchentlichen *Mercure de France* schreibt, erhält am 26. August »einen sehr schmeichelhaften Brief von Adelsward de Fersen, in dem er Herrn Boissard bittet, für eine neue Zeitschrift *Akados*, die er mit Freunden herauszugeben beabsichtigt, die Theaterkritiken zu übernehmen: pro Monat einen Artikel für 50 Franc Honorar. Ein durchaus verlockendes Angebot: bloß ein Artikel monatlich – längst nicht so mühsam wie zwei – und dann doch 50 Franken dafür. (...) Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob Vallette [Chefredakteur des *Mercure*, Anm. P.Sn.] mir meine Stelle freihält. Außerdem weiß niemand, was aus der Revue von Fersen werden soll, und wie lange sie sich halten wird. Ich habe Vallette Fersens Brief gezeigt und ihm gesagt, dass meine Antwort negativ ausfallen wird. Er sagte, dass Fersen auch an Rachilde geschrieben hätte [die Frau von Vallette und gleichzeitig Rezensentin, aber auch Autorin von Romanen mit androgynischen Themen, wie *Monsieur Vénus* (1884), *Madame Adonis* (1888) und *Les hors-nature* (1897), Anm. P.Sn.] mit der Bitte, das Honorar für ihre Mitarbeit selbst festzulegen, und dass er ihr von einer Zusage abgeraten hat wegen des Rufes von Fersen, der als bekannter Päderast auf Capri im entsprechenden Milieu lebt, und weil die Revue den

1910 von Lord Alfred Douglas gezeichnete englische literarische Zeitschrift *The Academy* gedacht.

Titel *Akados* trägt... Man ahnt es schon, und dann die Sachen, die Rachilde bereits geschrieben hat! Kurzum, sie schlug das Angebot aus. Van Bever hat Briefe für andere Redakteure des *Mercure* empfangen. Was mich vielleicht betrifft, waren es wohl meine Äußerungen zum Stück von *Armory*, die ihn dazu veranlassen.¹³ Jedenfalls ist mir Päderastie völlig egal.«¹⁴

Wieviel Schmeichelbriefe muss Fersen damals geschrieben haben, um seine beeindruckende Liste von Mitarbeitern zusammenzubringen! Viele dürften ebenso wie Léautaud und Rachilde von der Mitarbeit abgesehen oder noch unfreundlicher reagiert haben. Trotzdem zierte das Verzeichnis der Mitarbeiter der ersten Ausgabe von *Akados* einige der berühmtesten zeitgenössischen Namen: Maurice Barrès, der viel besprochene Nationalist, die späteren Nobelpreisträger Anatole France und Maurice Maeterlinck, der große belgische Dichter Émile Verhaeren und der friedliebende spätere Kommunist Henri Barbusse. Schließlich gewann Fersen sogar Tolstoi, Andrejev und Gorki für eine Mitarbeit. Letzterer war aus Russland geflohen und hatte sich mit seiner Familie auf Capri niedergelassen, wo er in Kontakt mit Fersen kam. Er schrieb eine Novelle *Les*

¹³ C.L.D. *Armory: Le Monsieur aux Chrysanthèmes*. Dieses Theaterstück wurde am 17. Juni 1908 uraufgeführt. Es stellte einen homosexuellen Helden auf die Bühne – nach Jean Lorrain (1855-1906) modelliert und dem Produkt seiner Feder *Monsieur de Phocas*. Maurice Boissard rezensierte *Le Monsieur aux Chrysanthèmes* im *Mercure de France*, 15. August 1908. Siehe auch Numa Praetorius: »Bibliographie« in *Vierteljahrsberichte des WhK* Jg. 2, S. 69-71.

¹⁴ Paul Léautaud: *Journal littéraire* II. Paris: Flammarion 1955.

Soldats. Andrejev lieferte ein Bühnenstück *La Vie de l'Homme*, und Tolstoi schickte ein leidenschaftliches Plädoyer gegen die Todesstrafe.

Was passierte, wenn man sich auf Fersens Bitte um Mitarbeit einließ?

»Ein Diener hieß mich in einem komfortablen Salon in englischem Stil mit dunkelrotem Teppich und Adams-Mobiliar besten Geschmacks willkommen. Herr Fersen ließ bitten, noch kurz auf ihn zu warten, während der Diener einen Strauß Narzissen in den Salon brachte und ihn in Kristallvasen verteilte. Diskret trat Fersen ein. Er ist von großer schlanker Statur, von feiner Vornehmheit und mit dem frischen Gesicht eines jungen Schweden oder Engländers. Er ist dunkel und einfach gekleidet. Kein Schmuck, kein Ring.

Er sieht, dass ich ihn mustere. Er lächelt. Dann sagt er herablassend und bitter: »Geehrter Herr, ich liebe Sie wegen einiger Ihrer Gedichte. Ich bin, wie Sie, stolz darauf, ungeliebt zu sein, und ich verabscheue Vulgarität und Einfalt. Wenn Sie wissen möchten, was ich mit meiner Revue *Akados* beabsichtige, werde ich Ihnen das erklären. Der Entwurf liegt dort auf meinem Tisch. Möchten Sie ihn sehen?«¹⁵

¹⁵ Ituriel: *Souvenirs sur Jacques d'Adelsward-Fersen*, in: *Inversions* No. 4, 1. März 1925, aufgenommen in das *Dossier Jacques d'Adelsward-Fersen*. Ituriel (mit h) war einer der Cherubim, die der Erzengel Gabriel aussandte, um Satan zu finden, der sich im Unterholz verbarg. Der Speer der Wahrheit, den Ituriel mit sich trug, konnte Satan in seinem Versteck besiegen (Milton: *Paradise Lost*, iv 810 und folgende). Die Pointe, die im Pseudonym Ituriel anklingt, betrifft den, der ihn aussendet: Gabriel. Der einzige Gabriel, der bei *Akados* mitarbeitete, war der Humorist und Autor von *Gru-*

Der Skandal um Fersen scheint in jener Zeit bereits in Vergessenheit geraten zu sein.

Fantasio, ein lustiges Blättchen, immer auf Sensationen erpicht, macht anlässlich der Ankündigung der neuen Zeitschrift einen kleinen Witz, dem hinzugefügt wird: »Wir sollten übrigens Herrn d'Adelsward nicht verspotten. Früher war er vielleicht ein bisschen »malerisch« aber er verfügt über ein Talent als Dichter, und wir können schöne Werke von ihm erwarten.«¹⁶

Fersen stand nicht allein da. Er hatte Freunde und von Anfang an Mitarbeiter. Schon vor dem Sommer 1908 hatte er seinen Freund Raymond Laurent, einen einundzwanzigjähriger Dichter, für das Redaktionssekretariat begeistern können. Andere Mitarbeiter waren Robert Scheffer, der von der Zeitschrift *La Vie Parisienne* seine Rubrik »Plumes d'oie et plumes d'aigles« – Gänsefedern und Adlerfedern – mitnahm, in der er bekannte Schriftsteller verriß oder pries, Jean Ferval, der auch unter den Namen Roger Charbonnel schrieb und Victor Litschfousse, der auch schon

selromanen Gabriel de Lautrec, der später zwei Biografien von Oscar Wilde übersetzte und über englische Literatur publizierte. Vor 1909 schrieb er Kritiken für *La Revue*. Er hat lediglich einen ziemlich juvenilen Beitrag zur Februarnummer von *Akados* beige-steuert, tauchte aber das ganze Jahr über auf der Liste der Mitarbeiter auf. Über sich selbst schreibt Ituriel: »Ich lernte Fersen 1909 kennen [...] In einem höflichen und schmeichelnden Brief (ich war noch jung) bat er mich freundlich um meine Mitarbeit. Ich schwang noch das Szepter der Kritik, wenn ich das so sagen darf (!) in einer namhaften katholischen Zeitschrift und bat also um Bedenkzeit, bevor ich unterzeichnete.«

Es ist also nicht undenkbar, dass Gabriel de Lautrec unter dem Decknamen Ituriel an der Homosexuellenzeitschrift *Inversions* mitarbeitete.

¹⁶ *Fantasio*, Jg. 4, S. 430.

publiziert hatte. Sie lieferten regelmäßig essayistische Beiträge und Rezensionen.

Wie organisierte Fersen seine Revue? Darüber ist nicht viel bekannt. Es wurden abendliche Salons veranstaltet, wo sich die Mitarbeiter trafen. »An Soirées kann ich mich erinnern, sprühend von Eleganz und Esprit. Die schönsten Frauen aus höchsten Kreisen, unsere berühmteste Romanière [Colette, Anm. P.Sn.], junge Schriftsteller, die jetzt sehr in Mode sind, verbrachten den Abend mit geistvoller Konversation in bequemen englischen Fauteuils. Niemals fanden bei Fersen Orgien statt, außer Orgien des Geistes und des guten Geschmacks.«¹⁷

Die neue Zeitschrift wurde nach dem Vorbild existierender Blätter wie dem *Mercure de France* konzipiert. Die Ausführung jedoch ist luxuriös: jede Nummer ist ein 160 Seiten umfassendes Buch, das aus zwei Teilen besteht. Mehr als die Hälfte umfasst freie Artikel, Prosa und Poesie auf getöntem Ingres-Papier gedruckt. Dann folgen Besprechungen und Aktuelles auf 48 bis 64 Seiten auf chamois Ingres. Die feststehenden Rubriken sind: Rezensionen, Musik-, Ausstellungs- und Theaterbesprechungen, sowie die Briefe ausländischer Korrespondenten. Diese reich gefüllte Ausgabe war in einem beige-farbenen Umschlag mit einer braunen Zeichnung von George Auriol in spätem art nouveau brochiert. Die Anzeigen, auf dünnen türkisfarbenen Blättern gedruckt, sind zwischen dem Umschlag und dem Inhaltverzeichnis eingebunden. Jede Ausgabe ist illustriert: eine Heliogravüre auf dickem weißen Papier und einer Karikatur auf glänzendem Papier. In jeder Ausgabe befinden

¹⁷ Ituriel: »Souvenirs sur Jacques d'Adelsward-Fersen«.

sich also *sechs* verschiedene Papiersorten.

Eine Nummer von *Akados* kostete 2 Franken 50 und war damit doppelt so teuer wie der *Mercure*, der zweiwöchentlich mit dem Umfang von 192 Seiten erschien, allerdings auf billigem Papier gedruckt und mit einem grauen Umschlag.

Begeisterung und Schönheit

Was wollte Fersen mit seiner Zeitschrift zum Ausdruck bringen? In der ersten Nummer, die am 15. Januar 1909 erschien, können wir lesen, dass die Redaktion verspricht, alle Banalitäten und Vorurteile zu vermeiden. In der »Einweihungsproklamation«, die zweifellos aus Fersens Feder stammt, plädiert er für die Rückbesinnung auf die Tradition der »griechischen Reinheit und des unverdorbenen Heidentums«.

»Wir kommen aus einem reinen, hellen und friedlichen Land, in dem Plato wandelte und Vergilius sang. In dieser Stille, dieser Frische des Attischen, in jungfräulichem Dekor, nicht weit vom großen Griechenland, im Angesicht von Misennum, am Ufer, das Odysseus je betrat, [anders ausgedrückt: bei der Villa Lysis auf Capri, Anm. P.Sn.] haben wir den Ruf der Schönheit vernommen:

Die Schönheit, verkannt,
versklavt . . .

Statue entstellt von Barbaren,
. . . und die, in der Gestalt des Pan, ewige und vielfältige Gottheit, niemals sterben konnte, trotz allem [...]

Auf, ihr Anderen, die ihr eure Verzückung aus Athen entlehnt, tut euer Bestes, das lateinische Frankreich von der slawischen Dekadenz, der germanischen Schwere, der sächsischen Räubersprache, den jüdisch-christli-

chen Vorurteilen, die das Denken und das natürliche Heidentum angreifen, zu befreien!

Erweckt durch die Erinnerung an antike Statuen und vergessene Gedichte beim Künstler die schlichte Idee zu neuem Leben, die freie und reine Linie!

Nichts, was die Schönheit berührt, ist ein Verbrechen, und jede Begeisterung ist durch ihre Inspiration schön. Nur die Finsternis, die Heuchelei und die Hässlichkeit sind verderblich.

Auf, ihr Anderen, die ihr eure Verzückerung aus Athen entlehnt, und dass eure Arbeit nichts anderes hervorruft als einen herrlich duftenden Garten!«

»Bericht: *Akademios* ist eine freie Tribüne. Alle Meinungen werden zugelassen, wenn sie mit Talent interpretiert sind, und alle Formen, wenn sie von aufrichtiger Kunst inspiriert sind. Den Autoren bleibt voll und ganz die Verantwortung für ihre Beiträge.«

»Für die Form und für die Inspiration werden wir versuchen, im Französischen die Traditionen der lateinischen Reinheit hochzuhalten, und die (...) Erneuerungen der griechischen Einfachheit.«

Deutliche Worte: wer sehr gläubig ist und Homosexuelle verabscheut, der sollte besser eine andere Zeitschrift kaufen.

Dennoch dominiert die Homosexualität die Inhalte von *Akademios* nicht. Fersen hält sich an seinen Vorsatz, die Andere Liebe Schritt für Schritt zu rehabilitieren. In jeder Nummer stehen nur zwei oder drei Beiträge, die mit ihr zu tun haben. Praktisch wird die Andere Liebe im *Mercur* nicht weniger berücksichtigt, und dann auch nicht negativ beurteilt.

Auf diese Visitenkarte folgen die rasch niedergeschriebenen Erinnerungen von Laurent

Tailhade an Paul Verlaine, der gerade erst dreizehn Jahre zuvor gestorben war, aber bereits – auch mit seinem Geruch nach Hochprozentigem – zur Legende geworden war. Der in Griechenland geborene Dichter Jean Moréas (1856-1910) kommt ebenfalls mit mehreren Beiträgen zu Wort. Er war anfänglich Symbolist, kehrte aber später wieder zurück in sein griechisches Adlernest.

Die griechische Antike war der Maßstab des Humoristen und Anarchisten Laurent Tailhade (1854-1919), ein Meister der Satire und berüchtigt wegen seiner bissigen Bemerkungen. Für ihn bedeutete das Christentum den Untergang der Kultur – also ein Geistesverwandter des Griechenfreundes Fersen.

Tailhade hatte Lyrik, Theaterstücke und Übersetzungen (von Plautus und Petronius) geschrieben. Homosexualität war für ihn ein nahe liegendes Thema.

»Morisse berichtete mir gestern von einem Ausspruch Laurent Tailhades, der, als er zu Zeiten des Symbolismus bei Foyot logierte, über Victor Marguerite [ein vielgelesener Autor (1866-1942), Anm. P.Sn.], erzählte, dass ein ziemlich attraktiver Jüngling, der mit ihm mehr oder weniger zusammengelebt hatte, geäußert habe: »Ich habe Victor Marguerite verlassen, weil der einen zu derben Hintern hat«. Offensichtlich hatte Tailhade die üble Angewohnheit, auf diese Art und Weise anderen einen Ruf zu verpassen, den sie nicht verdienten«, schrieb Léautaud in sein Tagebuch (30. Mai 1908).

In der zweiten Hälfte des Jahres 1909 sind keine Beiträge von Tailhade mehr zu finden. Schade, denn seine Artikel – und die von Boulestin – sind die amüsantesten in *Akademios*: die Erinnerungen an Verlaine, ein

Theaterstück über einen Zensor (»La Feuille à l'Envers«), seine Geschichte der Kochkunst und »L'Arche de Noë« über das Verhältnis von Mensch und Tier.

Eine wichtige Autorin für *Akademios* war Colette (1873-1954). Sie heiratete 1893 Henry Gauthier-Villars (1859-1931), der unter dem Namen Willy schrieb und ein sehr einflussreicher Musik- und Theaterkritiker gewesen ist und inmitten des sprudelnden Pariser Lebens zwischen 1885 und 1910 zahlreiche Romane schrieb. Die literarische Qualität seiner Bücher war allerdings nicht sehr hoch, doch hatten sie den Wert von Zeitdokumenten. Er konzipierte seine in einem ätzend spöttischen Ton verfassten Bücher meist unter Zuhilfenahme eines sogenannten »Sekretärs«: Willy gab ein Thema vor, und der Ghostwriter schrieb den gesamten Roman. Hinterher fügte Willy einige Veränderungen hinzu und gab den lächerlich gemachten Figuren die kaum verhüllenden Namen bekannter Persönlichkeiten. Und so war das Buch fertig.

Es gab mehrere solcher »Sekretäre«, wie auch den *Akademios*-Autor Marcel Boulestin, und einige wurden später aus eigener Kraft bekannt. Zum Beispiel gab Willy seiner Ehefrau Colette den Auftrag, ihre Kindheit zu beschreiben. Das Resultat wurde – mit etwas schwülstigen Retouchen – unter Willys Namen als eine Romanserie herausgegeben: *Claudine à l'école* (1900), *Claudine à Paris* (1901), *Claudine à ménage* (1902), *Claudine s'en va* (1903). Diese außergewöhnlich erfolgreichen Bücher wurden sofort für das Theater bearbeitet. Und als die Tinte auszutrocknen drohte, erfand man schnell eine neue Serie derartig

fabrizierter Literatur: *Minne* (1904) und *Les égarements de Minne* (Die Irrungen von Minne, 1905) über das naive Mädchen Minne, das aus der Provinz in die Großstadt kommt.

1906 trennte sich Colette von Willy, und sie trat auch mit ihrem eigenen Werk in Music-halls auf. Zu jener Zeit lebte sie mit einer Frau zusammen, der Marquise de Morny, die ab und zu mit ihr auf der Bühne stand. Das war ein Skandal! In diesen Jahren bearbeitete sie die Minne-Serie zu einem eigenen Roman: *L'ingénue Libertine* (1909). So emanzipierte sich Colette von ihrem Ehemann und den Querelen mit ihm und begann eine Karriere als eigenständige Schriftstellerin mit *La Retraite sentimentale* (1907) und *La Vagabonde* (1911), ein Buch, in dem sie die Zeit ihrer Auftritte schildert.

In *Akados* sind verschiedene ihrer Skizzen aufgenommen. »Music-Hall« in Nummer 1 ist mit einer treffenden Karikatur versehen. Die Februarnummer enthält einen Artikel über Colette; im März findet sich von dieser Schriftstellerin eine Naturbeschreibung, in der ein Tagpfaueauge sich sanft aber unbezähmbar aus ihrer Hand löst, im April ein bittersüßes Juwel »à la recherche du temps perdu«.¹⁸ Und im Herbst folgen zwei Berichte über die Tournee durch die Music-Halls außerhalb von Paris.

Später schloss sich auch Henry Gauthier-Villars *Akados* an und schrieb die monatlichen Musikrezensionen. Debussy und Ravel waren nicht ganz nach seinem Geschmack, Wagner

¹⁸ Siehe auch die Einleitung von Colette: *Oeuvres I*, Paris: Gallimard (Pléiade), 1984, S. 76.

umso mehr. In der Juninummer karikiert Moyano ihn in einer Porträtzeichnung als beeindruckende, belebte Kritiker-Gestalt.

Handeln als Vorläufer

Manche Beiträge für *Akados* sind erotisch äußerst freizügig, so beispielsweise das Gedicht »Le dompteur«, französisch verfasst von einem Autor, den man nicht in einer Zeitschrift erwarten würde, die die Erinnerung an die griechische Antike wieder aufleben lassen will: Filippo Tommaso Marinetti (1872-1944). Die Ich-Figur – die Liebe selbst – zähmt eine nach Frauenfleisch duftende Tigerin mit der Reitpeitsche, um die arglose Rose ihrer Seele mit der Kraft der Küsse und unsterblich tragem Streicheln aus ihren Brüsten zu reißen. Wo bleibt ihr Schrei der Hingabe?

Am Samstag dem 20. Februar 1909 druckte der *Figaro* das »Manifest des Futurismus« von dem im hellenistischen Alexandria geborenen Italiener. Gleichzeitig erschien es in der Februar-Märznummer von Marinettis eigener Zeitschrift *Poesia* (Artikel 10 des Manifestes: »Wir wollen die Museen niederreißen, die Bibliotheken, den Moralismus bekämpfen, den Feminismus und alle opportunistischen und nutzbringenden Feigheiten«). Auf den letzten Seite derselben Ausgabe steht ein Gedicht von Fersen. In der April-Julinummer von *Poesia* finden sich dann die vielen Reaktionen auf Marinettis Manifest. Eine von ihnen lautet: »Mein lieber Dichter. Ich wünsche Ihnen Glück mit dem Manifest, das Sie im heutigen *Figaro* publiziert haben. Ich bekunde meinen Beifall zu den Prinzipien des Futurismus, die den Menschen aus seiner Ver-

sklavung befreien werden. Wenn es stimmt, dass ein Künstler an Sehnsucht leidend leben muss, dann kann er sich besser mit der göttlichen Essenz der Zukunft verbinden, als mit der menschlichen Materie des Vergangenen. Gehen wir mit der Zeit: dem sei so! Kosten wir nicht von der schrecklichen und verblendenden Hinfalligkeit des Glücks! Junge Menschen sollen vor Unruhe zittern, nach Begeisterung verlangen [...] Aber betrachten wir vor allem die Gegenwart! Handeln wir – feurig – als Vorläufer! Verlassen wir die Dämmerung, die Friedhöfe, die Museen oder die Welt der Sagen für Geburtsfeiern, für den Fortschritt, für die heilige Kraft und für das Leben!

J. Adelswärd de Fersen.«

Bald nach dieser diplomatischen Begeisterung ist das Interesse an Marinettis Revolution rasch verraucht. Im zweiten Halbjahr von *Akados* wird der italienische Macho-Rebell überhaupt nicht mehr erwähnt.

Josephin Péladan (1859-1913), der Magier, Großmeister des Rosenkreuzerordens, wurde von Laurent Tailhade – sooft er es konnte – mit Chansons und Verwünschungen bekämpft. In *Akados* wurde ihm jedoch ebenfalls Raum gegeben, zunächst für seine Bearbeitung der Parsifal-Sage und dann in den Ausgaben von Juni, August und September für einen esoterischen Artikel über »Die Liebestheorie des Androgynen«: »Der Androgyn ist keine scheußliche Kreuzung. Er hat das eine Geschlecht oder das andere; er heißt Achilles oder Jeanne d'Arc und in der Kunst Mignon oder Cherubim. In der frühen Jugend sieht man bei Mädchen etwas Jungenhaftes und etwas Weibliches bei Jungen: sowie sich die Brust entwickelt oder

ein Bartflaum, passt sich die äußere Erscheinung an das gesellschaftlich sexuelle Muster an. Genau dann, wenn der sichtbare androgyne Charakter verschwindet, fängt der Geist an – bis dahin männlich oder weiblich –, sich zu entzweien: er wird zur Bühne widersprüchlicher Eindrücke [...] Sein Trieb und Gefühl sind nicht im Einklang mit dem Organismus; und dieser zusammengefügte Trieb und die ungereimten Empfindungen formen eine Persönlichkeit außerhalb der normalen Kategorien; um genauer zu sein: ein drittes Geschlecht [...] Wir sind unvollständig, weil wir bloß ein Geschlecht haben: das Übrige fehlt uns, und nur die Liebe gibt es uns. Wir sollten nicht vergessen, dass das Geschlecht dreifältig ist, und das es uns sowohl im Hirn, im Herzen wie auch im Körper fehlt.«

Péladan hegte also offensichtlich seine ganz eigene, poetische Zwischenstufentheorie.

Die Beiträge von Jacques d'Adelswärd-Fersen selber sind ziemlich unterschiedlich. Jeden Monat finden wir seine Rezensionen auf den gelben Seiten. Schon in der ersten Ausgabe musste er des Redaktionssekretärs gedenken. Raymond Laurent hatte sich in Venedig unter dem Fenster des Hotelzimmers von dem Mann, den er aussichtslos liebte – ein stämmiger Amerikaner – das Leben genommen. Seinen entseelten Körper fand Vyvyan Holland, der einundzwanzigjährige Sohn Oscar Wildes.

Fersen schrieb seinen ergreifenden Nachruf unter dem Pseudonym Sonyeuse. Das ist für einen Mann, der nicht Frauen liebte und sich keineswegs weiblich fühlte, ein merkwürdig weibliches Pseudonym. Er benutzte es

allerdings noch vier weitere Male für Poesien. Die Namen in Fersens Prosa sind oft maskierende Wortspiele. »Sonyeuse« ist der Titel einer Novelle des gleichnamigen Bandes von Jean Lorrain von 1891. Die raffinierte Erzählung erschien, geändert, zusammen mit »Monsieur de Bougreton« und »La dame turque« 1903.¹⁹

Bis auf einen Buchstaben *songeuse*, Träumerin, ist *Sonyeuse* in Lorrains Geschichte die Sommerresidenz des Marquis de Sonyeuse, ein hübsches Louis-Treize-Schlösschen in der Nähe des kleinen Städtchens S. gelegen, das wir als das Fécamp aus Lorrains Jugend erkennen können. Sonyeuse! Elegant, umgeben von langen Kastanienalleen. Die hohen Mauern und eisernen Zäune verbergen einen wunderschönen, von Düften erfüllten Park. Lorrain lässt dort ein Drama stattfinden, das ein kleiner kranker Junge erlebt. Eine Schönheit mit goldblondem Haar, ihre unerlaubte Liebe, die entführte Tochter eines unverheirateten Liebesspärchen... provinzielles Unverständnis, unheilswahrende Atmosphäre, lebensbedrohliche Fieber... verrückt von Kummer, ihr geheimnisumwitterter Tod... Dreißig Jahre später ereignet sich ein Drama: ihre Gruft wird geöffnet, und ihr Schädel fehlt! Das Anwesen Sonyeuse steht zum Verkauf... jahrelang...

Worin hat Fersen sich da wiedererkannt? In der edlen Isolierung des kleinen Palastes? Erinnernte es ihn an seine einsame Jugend als Kind reicher Eltern? Das verborgene Drama, das sich dort abspielte? Lorrain hatte seinen ganz jungen Verehrer Fersen 1903 nach den »schwarzen Messen« in der Zeitung

¹⁹ Vorbildlich herausgegeben von Jean de Palacio (1993).

angegriffen wegen seines schlechten Geschmacks.²⁰ Dieser rächte sich mit Ironie in seinem Schlüsselroman *Lord Lyllian* an »Jean d'Alsace«, der, o Schande der Ästhetiker, eine Perücke tragen musste. Vielleicht wollte Fersen vier Jahre später seinem geliebten Feind, ein begeistertes Mitglied der homosexuellen »Partei«, nach dessen Tod auf diese Weise seine Verbundenheit bezeugen.

Mit einer ähnlich wie »Sonyeuse« gruseligen Erzählung: »L'Extase« leitet Fersen die Augustnummer ein. Kali und Rama, zwei schöne Knaben in einem südasiatischen Land, rauchen Opium. Sie warten auf IHN! Ein Totenschädel weint.²¹ ER ist den Knaben in den Wolken des Rausches schon früher erschienen und hat ihnen Bilder aus fernen Ländern gezeigt. Mit seinen Worten haben sie gebetet: »im Namen der düsteren Schrecken von King's Gate und der Sinnlosigkeit von Reading Gaol«. ER ist tot, und das ist ihm unerträglich. Seine beringten Finger zeigen graue Flecken. Doch Rama raucht und fällt in Extase. ER befiehlt Kali, eine Nadel zu nehmen und sie in Ramas Herz zu stechen. Kali – sanfter kann sich ein Bruder nicht der Wiege seines Brüdchens nähern – tut, was ER will. Rama stirbt sensuell... ER, von dem Kali nun die Zuchtuniform erkennt, stürzt sich auf die reine Brust und trinkt das perlende Blut Tropfen für Tropfen.

Was exakt interessierte Fersen an Oscar Wilde? In *Lord Lyllian*

²⁰ *Pelléastres* S. 121-165.

²¹ Zufälligerweise hatte Fersen 1907 oder 1908 zwei jugendliche Singhalesen in Dienst genommen. Vielleicht war es einer von ihnen, den Plüschow unter einem bleichen Totenschädel in Fersens Villa fotografiert hat (siehe Fußnote 6).

ist er (als Harold Skilde) der Verderber von Renold, Lord of Lyllian Castle, eine der Rollen, in der wir den Autor wiedererkennen. Aber in einem glänzenden Essay »Über die Verherrlichung der Jungfrau in der Religion Oscar Wildes« lobt Fersen die geniale Darstellung Johannes des Täufers als mystische Jungfrau in *Salomé*. Seine zerebrale Leidenschaft für den ebenso jungfräulichen Jesus war die Ursache für die Geringschätzung der Tochter des Herodes und dem fleischlichen Verlangen.

Andere wichtige Essays in *Akados* behandeln zum Beispiel die Renaissance des Paganismus in der Literatur (Roger Charbonnel), den heiligen Sebastian in der bildenden Kunst (Georges Eekhoud), die Moral Gobineaus (Tancrede de Visan), und es gibt einen sehr begeisterten und ergreifenden Vortrag von Eekhoud über die Empfindsamkeit in der Literatur. Die konstatiert er vor allem bei Vergil, Sterne, Rousseau, Chateaubriand, Verlaine, Mallarmé, Whitman, Elskamp und bei sich selbst. In seiner Begeisterung hätte er am liebsten den gesamten Katalog seiner Bibliothek aufgeschrieben!

»Das Vorurteil gegen die Sitten«, ein scharfer, geistreicher Artikel, enthält Informationen aus vielerlei Ländern und Kulturen. Es ist gezeichnet von Guy Delbrouze. Leider entkam auch *Akados* nicht dem Druckfehlerteufel. Im Register und in der Inhaltsausgabe heißt der Autor Guy Debrouze wie auch in der sehr lobenden Rezension von Numa Praetorius.²² Zeitgenössische Autoren nennen ihn Delbrouze, was hier aber nicht so wichtig ist. In der Liste der Mitarbeiter taucht er nie auf.

²² Vierteljahrsberichte des WhK Jg. 2 S. 211. Siehe auch Jg. 1 S. 26.

Wo aber war er am 26. Februar 1910, als Hirschfeld seinen Vortrag mit anschließender Diskussion hielt? Das war schließlich ein Thema, das Debrouze sehr am Herzen lag. Er schreibt aus französischer Sicht, ist aber bestens informiert über die Verhältnisse in Deutschland, England und anderen Ländern. Ist Guy Debrouze ein Pseudonym von Fersen, Numa Praetorius, Reichmann oder Spiess?²³

Xavier-Marcel Boulestin (1878-1943) ist der Autor, der verhältnismäßig die meisten Seiten von *Akados* gefüllt hat. Boulestin hatte sich in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts mit Colette befreundet und war von ihrem Ehegatten Willy als »Sekretär« engagiert. Er stand Modell für den Marcel in Colettes *Claudine à Paris*. Bis 1910 wohnte er abwechselnd in Paris und London und schrieb für diverse Zeitungen Briefe aus London. Auch die zehn lustigen »Chroniques Anglaises« in *Akados* sind von ihm. »In England grassiert eine Tänzerinnen-Epidemie. Überall [...] pirouetten die Salomés, ohne Ende, ohne dass – leider – sich ein moderner Herodes von seinem Stuhl erhebt und befiehlt: *Man töte dieses Weib!*« Heitere, stimmungsvolle Skizzen, die

²³ Verglichen mit: »Le préjugé contre les mœurs« ist Spiess: *Pédérastie et homosexualité* (Vanier, Spohr, La Tribune Libre: Paris, Leipzig, Genève 1915 – eine interessante Sammlung der Verleger, mitten im Ersten Weltkrieg!) bedeutend weniger geistreich geschrieben; mehr von einem Betrunkenen. Aber bestimmte Denkbilder und Interessengebiete stimmen überein. Fersen und Spiess kannten einander gut. Spiess war in der Villa Lysis auf Logierbesuch, und figurierte unter dem Namen Cyrille Miess in Fersens Roman *Et le Feu s'éteignit sur la Mer...* (1909), wie er selbst schreibt in *Mon Autopsie. Éjaculations autobiographiques* (Nice 1938).

einen Autoren verraten, der sehr gerne Restaurants, Cafés und Freunde frequentierte.

Sich von reichen Männern und Frauen aushalten zu lassen (wirkliche Freunde sind meist pleite), ist das Leitmotiv in *Les Fréquentations de Maurice*, ein ziemlich tuntiger Roman von Boulestin, veröffentlicht unter seinem Pseudonym Sydney Place, der nach neun Folgen in *Akados* zu einem Ende kommt. Laut Numa Praetorius ist es ein »etwas mondänklatschhaft hingeworfenes schillerndes und prickelndes Sittenbild.«²⁴ Offenbar hat Boulestin darin seine eigenen Lebensumstände geschildert.²⁵ Fersen muss ihn schon einige Jahre gekannt haben. Davon zeugt sein Gebrauch des Verbuns »boulestin« für das Lästern in *Lord Lyllian* (S. 163).

Als *Akados* einging, weilte Boulestin hauptsächlich in London, wo er ein berühmtes französisches Restaurant führen sollte. Er versuchte mit missionarischem Eifer, die Engländer zu einer besseren Kochkunst zu erziehen und das auch mittels Büchern mit den prägnanten Titeln *Eggs* und *Potatoes* und *What shall we drink?*

Die um 1909 aufkommende moderne Kunst findet in *Akados* keinen Niederschlag. Die Zeitschrift blickt hoffnungsvoll zurück und befasst sich als Ausdruck ihres Zeitalters nicht mit den neuen Stilen wie Expressionismus oder gar Kubismus. Der erste Maler, der in Erscheinung tritt, ist der in Den Haag geborene und eingebürgerte Franzose Léonard Sarluis (1874-1949). Sein Gemälde »Die Unruhe« stellt einen Jüngling in engem Pullover, in herausfordernder

²⁵ Boulestin, X.M.: *Myself, my two countries*. London 1936.

Pose und mit auffälliger Frisur dar – vielleicht ein dekadentes Selbstportät. Eine Erklärung fehlt. Und in der letzten Ausgabe steht ein Artikel über den französischen Maler Ciolkowski. »Antike Figuren, aber mit einer modernen poetischen Inspiration«, so beschreibt André Thévenin dessen Arbeiten und dies wohl treffend, wenn wir die in der Weihnachtsnummer von *Akados* aufgenommenen Zeichnungen, mit ihrer offenen sexuellen Symbolik betrachten: Ariel, der die intimsten Teile einer Blüte streichelt, eine symmetrische Landschaft, in der ein Brunnen einen erregten Strahl Flüssigkeit suggeriert, eine weiße Rose, die einen trostspendenden Kuss auf den Mund eines einsamen versteinerten Hermaphroditen presst.

Über bildende Kunst erfährt man: Beim Verleger Messein kann der Leser eine von dem Bildhauer Auguste de Niederhausern-Rodo angefertigte Büste von Verlaine bestellen (50 Franken) oder eine kleinere von Rimbaud, gefertigt von Messeins Schwager Paternie Berrichon für 5 Franken.

Der Komet von Fersen

Ich habe nicht viele Reaktionen auf *Akados* gefunden. Laut Léautaud hatte die erste Nummer so ziemlich den Charme einer Homozeitschrift: »Vallette erzählte am Samstagabend, dass Autoren wie Barrès und Verhaeren, die ihre Namen auf die Liste der Mitarbeiter hatten setzen lassen, schon überrascht sein werden wenn sie das Genre der Revue sehen. [...] Der junge Massis hat uns erzählt, dass Barrès sehr verärgert gewesen ist.«²⁶ Tatsächlich taucht Barrès nicht mehr auf der Autorenliste

²⁶ *Journal littéraire* III, 21. Januar 1909, S. 363.

auf; Verhaeren aber doch bis zum Schluss.

Der Zeitschriftenrezensent des *Mercure de France* beschreibt die erste Nummer als »eine üppige Revue, luxuriös und mit gutem Geschmack gedruckt. Glücklicherweise haben nicht alle schönen Dinge eine kurze Existenz, und man sollte dieser neuen Ausgabe eine lange Existenz wünschen.« Danach lobt er den Stil der Erinnerungen Tailhades an Verlaine: »Auf dass alle Fanatiker, die das hohle Echo ihres Schädels in der Form eines Bilderrätsels ausdrücken, sich mit dieser Prosa einreiben!«

Spätere Ausgaben sollten jedoch kaum noch besprochen werden.

Eine auffallende Reaktion kam von der Karikaturzeitschrift *L'Assiette au Beurre*. Das Heft vom 1. Mai 1909, mit dem Titel »Les p'tits jeun'hommes« enthält siebzehn Karikaturen von der Hand des ungarischen Künstlers Miklós Vavász, die das Phänomen *Akados* kommentieren. Die erste Seite zeigt die Art von Lesern, die Vavász *Akados* zuschreibt: junge Leichtfüße aus den besseren Kreisen, oder solche, die danach streben, wenden sich in femininen Posen an den Betrachter. »Findest du nicht, dass der größte Fortschritt unserer Zeit die völlige Abschaffung der Frau in der Liebe sein wird?« Auf der Rückseite sehen wir einen jung Verstorbenen auf seinem Sterbebett – mit rosa-farbenen Rosen bestreut – und einen Mann vor Trauer am Rande des Wahnsinns. Darunter ein Zitat aus dem »In memoriam Raymond Laurent« aus *Akados* Nr. 1.

Am 10. Mai schreibt Fersen noch guten Mutes von Capri aus

an Eckhoud: »Wir haben bei der Abreise *Akados* auf dem richtigen Weg hinterlassen. (Die Werbung, die wir in den Zeitungen gemacht haben, hat einen ziemlich erfreulichen Verkauf der einzelnen Nummern bewirkt – außer im März wegen des verfluchten Poststreiks) aber was sind die Leute doch grob, hündisch oder einfach Herdentiere, ängstliche, dickköpfige Schafe. Die Abonnements sind zum Verzweifeln selten, und das bloß aus dem Grunde, weil man glaubt, es sei gefährlich, zu abonnieren (ich meine nun denjenigen, die Tailhade »bardaches« nennt).²⁷

Anstatt mir zu helfen, kehrte mir eine ganze Gruppe recht unachtsichtiger und kein bisschen intellektueller Adonisianer den Rücken zu – ist das aus Gewohnheit? würde ein Schelm fragen. Doch letztlich bleibt der Wille, unsere Aufgabe fortzusetzen und die Hoffnung, eine Partei zu bilden [...] Schicken Sie uns oft Manuskripte und erzählen Sie in Ihrem Umkreis von *Akados*. Wir beabsichtigen, ab dem 1. Januar 1910 zwei Ausgaben pro Monat herauszugeben.«

In der Oktobernummer wurden reichlich Beiträge für künftige Editionen angekündigt, aber sowohl das Interesse wie auch der Verkauf waren offenbar stark rückläufig. War *Akados* nicht skandalträchtig genug? Die besonders dicke Weihnachtsnummer wurde die zwölfte und letzte Ausgabe. An Qualitätsmangel kann es nicht gelegen

²⁷ Bardache oder Berdache ist in bestimmten Kulturen ein Mann, der eine Frauenrolle einnimmt. Siehe Hirschfeld: *Die Homosexualität* (1914) S. 22: »An den Höfen Ludwigs XIII. und XIV. wurden die Bougres häufiger Bardaches genannt, nach dem spanischen bardaxa (italienisch bardascia), das eine Ummodellung des arabischen bardag, Sklave, Lustknabe sein soll.«

haben. Waren es die großen finanziellen Verluste? Wie dem auch sei, man gab den Mut auf. Im Januar 1909 war *Akados* wie ein Komet erschienen, und nach der Weihnachtsausgabe desselben Jahres verschwand die mysteriöse Erscheinung am Firmament schon wieder. Das mit soviel Elan verkündigte Wiederaufleben des Paganismus fand kaum ein Echo. Könnte es sein, dass viele *Akados* als ein weiteres unziemliches »tableau vivant« des exzentrischen Barons auffassten? Kaum jemand hat sich seitdem rückblickend mit *Akados* beschäftigt.

Aber Kometen kommen wieder.²⁸ Wer heutzutage die getönten Seiten von schönem *papier vergé* umschlägt, ist doch überzeugt, dass Jacques d'Adelswärd-Fersen trotz seines Reichtums in das Pantheon der Literatur eingetreten ist.

Überarbeitete Fassung des Artikels »De Komeet van Fersen« aus: De Parelduiker 1996/1, S. 39-51. Aus dem Niederländischen übersetzt von Norbert Baxmann

²⁸ In den letzten Jahren wuchs allmählich das Interesse für *Akados*. Siehe Patrick Pollard: *André Gide, Homosexual Moralist* (New Haven/London 1991) und Mirande Lucien: *Akados. Jacques d'Adelswärd-Fersen et »La Cause Homosexuelle«* (Lille 2000). Und weitere Fersen-Ausgaben sind in Vorbereitung.

Der Erzbischof, Capri und die Hochzeit

Wenn vor Capri die rote Sonne im Meer versinkt – so sangen die Deutschen vor Jahren, wenn sie aus den Ferien zurückkehrten und das Fernweh zu bekämpfen suchten. Nach Capri zog es viele der Sonnenuntergänge, einige aber auch des Hochzeitsens wegen, das auf dieser Insel offenbar besonders romantisch ins Werk zu setzen war. Damit hat es nun ein Ende. Erzbischof Felice Cece hat am Montag einen Erlass unterzeichnet, der Ausländern das Heiraten auf der Trauminsel und in einer der Kirchen des benachbarten Sorrent vorerst untersagt. Nach Presseberichten sollen in Capri auf diese Weise „Aus-schweifungen und die Zurschaustellung von Prunk“ verhindert werden. Vertreter der Tourismusbranche in Capri protestierten auf der Stelle: Hochzeiten seien ein wichtiges Geschäft in der Vor- und Nachsaison. Geschäftsleute und Hoteliers äußerten sich besorgt wegen der drohenden Einnahmeverluste. Nach dem Verbot hätten sich schon zwei amerikanische Hochzeitsgesellschaften mit jeweils bis zu 500 Gästen an das nahe Seebad Positano gewandt, das zu einer anderen Diözese gehöre. Es wird stiller werden auf Capri, wenn niemand mehr der untergehenden Sonne zuschauen und ergriffen ein Hochzeitslied anstimmen mag. (kn.)

Königin Elisabeth, die Maul- und Klauenseuche

Königin Elisabeth II. ist nach Ansicht der schottischen protestantischen Kirche für den Ausbruch der Maul- und Klauenseuche in Großbritannien verantwortlich. Die (1) ... amungen

Homosexuell und Jude – Leben und Verfolgung des Bielefelders Ludwig Meyer, dessen Leidensgeschichte nach siebenjähriger KZ-Haft noch nicht zuende war

»Wieder ein Mord auf St. Pauli: Rentner erschlagen.« So lauteten im April 1975 die Schlagzeilen in der Hamburger Lokalpresse. Das Opfer, der einundsiebzigjährige Ludwig Meyer, soll homosexuell veranlagt gewesen sein, hieß es damals, und soll vornehmlich die Bekanntschaft von jungen Ausländern gesucht haben – als sei es das gewöhnliche Risiko von Schwulen, umgebracht zu werden. Es ist fraglich, ob Ludwig Meyer irgendwelche Spuren – und seien es nur in der Erinnerung – hinterlassen hat; schließlich wohnte er in Hamburg noch nicht lange, als der Mord geschah. In Hannover dagegen war er hinlänglich bekannt: als Wirt des *Wielandseck* in der Glockseestraße, eines der ersten Schwulenlokale im Nachkriegshannover, das er zusammen mit seinem Freund Günter Heide mann 1953 eröffnet hatte. Dort wusste man, dass Meyer als Jude jahrelang im Konzentrationslager gesessen hatte; und einige seiner Stammgäste vermuteten auch, er habe die Einrichtung des Lokals mit dem Geld aus der ihm zugesprochenen Entschädigung finanziert.¹

Dabei kommt Meyer gar nicht aus Hannover selbst, sondern aus dem hundert Kilometer weiter westlich gelegenen Bielefeld. Dort war nur bekannt, dass er als Jude sieben Jahre lang im KZ gewesen und nach seiner Befreiung 1945 nach Hannover umgezogen war.² Aber

¹ R. Hoffschildt: *Olivia*. Die bisher geheime Geschichte des Tabus Homosexualität und der Verfolgung der Homosexuellen in Hannover, Hannover 1992, S.144 f.

² M. Minninger u.a.: *Antisemitisch Verfolgte*, registriert in Bielefeld 1933-45, Bielefeld 1985, S.150.

niemand sprach darüber, dass er schon vor der Einlieferung nach Buchenwald mehrfach wegen § 175 im Gefängnis war, auch seine erneute Gefängnisstrafe im Jahre 1948 war kein Thema. Erst recht wusste man nichts über Ludwig Meyers Lebensweg bis zu seinem grausamen Tod in Hamburg.

Spurensuche in Bielefeld

Die Familie Meyer stammt aus Verl, einer Landgemeinde zwischen Gütersloh und Paderborn, in der viele vom Vieh- und Fleischhandel lebten. So auch der Großvater, der Metzger Abraham Meyer. 1875 zog die Familie ins nahe Bielefeld. Wie damals üblich, führte der zuerst geborenen Sohn Moritz das Geschäft weiter, aus dem nach dem Ersten Weltkrieg eine Engros-Schlachterei wurde. Seine Frau Rahel stammte aus der angesehenen jüdischen Familie Eltzbacher aus Herford und Neuenkirchen. 1903 wurde der erste Sohn, Ludwig, geboren, und ein Jahr später sein Bruder Adolf.

Über Kindheit, Jugend und Schulzeit Ludwig Meyers ist nichts weiter bekannt. Erst ab 1924 gewinnt seine Biografie Konturen. Nach Abschluss einer Lehre im Fleischerhandwerk scheint dem Zwanzigjährigen der familiär vorgeprägte Berufsweg nicht mehr zu behagen. Er zieht nach Berlin, wo er sich ein knappes Jahr aufhält. Was er dort gemacht hat, bleibt ebenso im Dunkeln wie sein Umzug nach Quedlinburg ein paar Jahre später. Von dort kehrt Meyer zurück nach Bielefeld, lebt aber später auch in Oberhausen und Krefeld. Er habe in diesen Jahren ein Feinkostgeschäft

betrieben, ehe er in den väterlichen Betrieb eintrat, heißt es später in der Entschädigungsakte.³ Moritz Meyer, immerhin schon 66 Jahre alt und zunehmend sehbehindert, habe dringend seine Hilfe gebraucht, heißt es dort weiter. So arbeitet der Sohn seit 1930 zunächst als Angestellter, dann als Mitinhaber der Engros-Schlachterei des Vaters. Das klingt nach mehr, als es tatsächlich gewesen ist. Zwei Fotos aus den zwanziger Jahren zeigen das zwar geräumige, aber eher bescheiden wirkende Wohnhaus an der Kreuzstraße 42 mit dem Geschäft im Hinterhof. Die Innenausstattung war eher kleinbürgerlich: mit »überdurchschnittlichem Mobiliar« und »wertvollen Bildern und Kunstgegenständen«. Gesamtwert der Einrichtung zum Zeitpunkt der Deportation der übriggebliebenen Angehörigen 1942: rund 40.000 Reichsmark laut Entschädigungsakte. Tatsächlich ist der Ertrag aus dem väterlichen Betrieb dürftig. Eine spätere Schätzung des Obermeisters der Bielefelder Fleischerinnung spricht von 5000 RM Jahreseinkommen aus Schlachterei und Viehhandel. Eine zu »wohlwollende Beurteilung«, wie es später heißt. Laut Steueramt seien es im Jahr 1932 nur 2000 RM gewesen – und dies mit abnehmender Tendenz. »Es kann unterstellt werden, dass der Rückgang der Gewerbeerträge durch rassistischen Boykott verursacht worden ist«, so die zutreffende Formulierung

³ Entschädigungsakte Ludwig Meyer: Stadtarchiv Bielefeld, B 138a (Alle Daten seines Lebenswegs und zitierte Dokumente sind dieser Akte entnommen, sofern nicht anders angegeben)

der Wiedergutmachungsbehörden. Immerhin hatten die Nazis in der Bielefelder Stadtverordnetenversammlung schon vor der Macht ergreifung ein Schächtungsverbot beantragt, unterstützt von den deutschnationalen Parteien.⁴ Ein unverhohlenen antisemitischer Angriff nicht nur auf die drei oder vier jüdischen Schlachtbetriebe, die es hier gab. Obwohl abgelehnt von der noch (sozial)demokratischen Mehrheit, dürfte dies nicht ohne geschäftsschädigende Folgen für den Meyerschen Familienbetrieb geblieben sein, ehe nach 1933 der Boykott – »Kauf nicht bei Juden!« – auf die Tagesordnung kam.

Und es bleibt nicht beim Boykott. Im Dezember 1937, bei der »Entjudung« der Wirtschaft werden Vater und Sohn Meyer »die Ausübung der Schlachtereier sowie das Betreten des Schlachthofs verboten«. Vielleicht einer der ersten Amtshandlungen des frischgebackenen Kreislandhandwerksmeister Carl Schürmann, altgedienter Parteigenosse und Sturmführer der SA, der hinsichtlich seiner künftigen Arbeit die »stets enge Fühlungnahme mit der Partei« betont hat.⁵ Dem nun verfügbaren Gewerbeverbot folgt die Liquidierung des Betriebs, die mit Löschung aus dem Handelsregister am 1.4.38 besiegelt ist. Und wieder heißt es später ganz amtlich: Das alles ist »im wesentlich bewiesen« und damit auch, dass Ludwig Meyer »als Jude zu dem Personenkreis gehörte, der in der Gesamtheit während der Zeit des NS-Regimes vom kulturellen und wirtschaftlichen Leben Deutschlands ausgeschlossen werden sollte«. Erkenntnisse, die nach 1948 plötzlich keine Rolle mehr spielen sollten.

⁴ Mitteilungen von Monika Minninger, Stadtarchiv Bielefeld.

⁵ Westfälische Neueste Nachrichten 27.10. und 5.11.1937

Beginn der Verfolgung: »Sonderaktion gegen Homosexuelle«

Ludwig Meyer ist es an den Kragen gegangen, noch ehe man ihm seinen Betrieb raubt. Am 17.10.1936 wird der unbescholtene Kaufmann von der Gestapo abgeholt und in Schutzhaft genommen. Er gehört zu den ersten Opfern der am 12.10. begonnenen »Sonderaktion gegen Homosexuelle in Bielefeld«, und folglich taucht sein Name in den Schutzhaftlisten auf, die die Staatspolizeistelle Bielefeld monatlich an die Gestapo-Zentrale in Berlin übermittelt.⁶ Einer von insgesamt 284 Männern aus Bielefeld und den Nachbarkreisen, die bis Anfang 1938 ins Polizeigefängnis in der Turnerstraße gesteckt werden und denen allen der Prozess gemacht werden soll.⁷

Ludwig Meyer sitzt viereinhalb Wochen in »Schutzhaft«, wie üblich ohne Rechtsbeistand, und wird nach Abschluss der polizeilichen Ermittlungen dem Untersuchungsrichter vorgeführt. Dieser nimmt ihn – wie in fast allen anderen Fällen auch – in U-Haft und lässt ihn ins Gerichtsgefängnis überführen. Zweieinhalb Monate später kommt es zum Prozess: Meyer wird schuldig gesprochen und zu acht Monaten Gefängnis verurteilt: Einer der Fließbandprozesse der Sonderstrafkammer IIa, die das Landgericht Bielefeld speziell für Verfahren nach § 175 eingerichtet hat. Deren Bi-

⁶ Staatsarchiv Detmold, M1 IP, Nr.647/II und 648

⁷ Vgl. Niko Ewers: »Besonders ein regelrechtes Liebesverhältnis muss auf's Schwerste verurteilt werden.« Verfolgung von Homosexuellen in Bielefeld in der Zeit des Nationalsozialismus, in: 86. Jahresbericht des Historischen Vereins für Minden-Ravensberg, Bielefeld 2000, S. 73-90. Eine frühere Fassung, vorgetragen bei den *Schwulen Hochschultagen* im WS 1999/2000, findet sich in der Website des Schwulenreferats der Universität Bielefeld: <http://schwul-bi.purpspace.de>

lanz nach fünfmonatiger Arbeit: 199 Prozesse gegen Homosexuelle, davon 184 mit Verurteilungen – fast alle zu Freiheitsstrafen.⁸

Im Unterschied zu vielen Fällen, deren Gerichtsakten im Staatsarchiv Detmold erhalten sind, existieren in der Strafsache Ludwig Meyer keine Unterlagen. Daher weiß man nichts über sein schwules Leben in Bielefeld, über seinen Freundeskreis oder gar seine Liebhaber, mit denen sexuell verkehrt zu haben, das Gericht ihm zum Vorwurf gemacht hat. Bei einigen anderen Strafverfahren hat Meyer jedoch Spuren hinterlassen: in wenigstens elf Vernehmungprotokollen bzw. Anklageschriften taucht sein Name auf⁹ – genannt von anderen Verhafteten, die ihn gekannt oder gar mit ihm geschlafen haben bzw. dies nur behauptet haben, um ihn zu denunzieren oder die eigene Haut zu retten in der von einem Schutzhäftling artikulierten Hoffnung: »Je mehr du zugibst, je mehr Personen du angibst, umso besser für dich.«¹⁰ Natürlich lässt sich dies nicht mehr überprüfen. Dennoch zeugt die häufige Nennung seines Namens von einer gewissen Präsenz des vierunddreißigjährigen Meyer in der schwulen Szene Bielefelds.

Dass er nach seiner Verhaftung, wie nachweisbar bei anderen Fällen,¹¹ geschlagen oder misshandelt

⁸ Vgl. dazu: A. Knobelsdorf u.a.: Das Recht wurzelt im Volk: NS-Justiz im Landgerichtsbezirk Bielefeld, Bielefeld 1992, S.101 ff.; ders.: Das Bielefelder Landgericht 1933-45, in: Juristische Zeitgeschichte, Bd.1, Düsseldorf 1993, S.83 ff.

⁹ Gerichtsakten im Staatsarchiv Detmold: D 21 A, Nr.4052, 4057, 4075, 4079, 4083, 4098, 4100, 4117, 4147 und D 21 B zug. 43/60, Nr.29

¹⁰ D 21 A, Nr.4091 mit einem erschütternden Brief des Lehrers Ernst B. aus Gütersloh über die Situation in der Schutzhaft.

¹¹ Vgl. Lagebericht des Bielefelder Landgerichtspräsidenten v. 29.4.1937, zit. in Knobelsdorf u.a., S.104;

worden ist in der Art des »verschärften Verhörs«, davon kann man auch ohne Aktenfunde ausgehen. Denn ein weiterer Umstand kommt hinzu: der homosexuelle Meyer ist ein Jude. Bereits in den Schutzhaftlisten der Gestapo ist dies entsprechend vermerkt und dick unterstrichen: Ausdruck einer zweifachen Stigmatisierung und Kriminalisierung, eine geradezu verdoppelte Feinderklärung seitens der Nazis. Das hat sich bereits ein Jahr zuvor gezeigt, als die Verurteilung des Bielefelder Kurt Jacobi wegen Unzucht mit Minderjährigen zu einem reichsweit inszenierten Aufsehen führte mit Schlagzeilen wie »Der Jugendverderber von Bielefeld«. *Der Stürmer*, das Zentralorgan der SS, schrieb: »Ein Verbrechen widerwärtigster, unnatürlichster Art, begangen nicht an jungen Juden, sondern an jungen Deutschen... Der Jude ist die verkörperte Unnatur, und wenn der Angeklagte diese Verbrechen beging, dann... weil das jüdische Blut ihn dazu trieb«, weil »ihn der jüdische Hass gegen das deutsche Volk dazu trieb, junge nichtjüdische Jungen zu verderben«¹² – ein Paradebeispiel für das Zusammengehen von antihomosexuellen und antisemitischen Stereotypen.¹³ Die Folgen für die Betroffenen: besonders umfangreiche Ermittlungen, verschärfte Verhörpraktiken und besonders strenge Verurteilung. »Trotz seiner Krankheit ein freches, typisch jüdisches Auftreten« schreibt die Stapo über einen anderen jüdischen Homosexuellen aus Stolzenau (nahe Hannover), der im Zuge der »Sonderaktion« im April 1937 festgenommen und mit einem Gefangenentransport nach

Gerichtsakten D 21 A, Nr. 4051 und 4104.

¹² Westfälische Neueste Nachrichten 7.12.1935; *Stürmer* 4/1936 und 13/1936

¹³ F. Koch: Sexuelle Denunziation. Die Sexualität in der politischen Auseinandersetzung, Frankfurt 1986, S. 88 f.

Bielefeld überführt wurde. Der chronisch Herzkrankte hat die nachgerade besessen betriebenen Bemühungen, ihn vor den Kadi zu bringen, nicht überlebt.¹⁴ Auch Ludwig Meyer dürfte eine Art »Sonderbehandlung« erfahren haben. Gleichwohl liegt das Urteil gegen ihn knapp unter dem Durchschnitt des damals üblichen Strafmaßes.¹⁵ Offenbar hat das Gericht nur wenige gerichtsverwertbare »Unzuchtshandlungen« gefunden – oder weitgehend nur solche, die vor Inkrafttreten des 1935 verschärften § 175 begangen worden sind.

Meyer verbüßt die achtmonatige Haftstrafe – die Schutz- und Untersuchungshaft werden dabei angerechnet – bis zum letzten Tag (21.6.1937). Gnadengesuche werden grundsätzlich abgelehnt, selbst in den Fällen, wo eine Inhaftierung zu einem abschbaren wirtschaftlichen Ruin einer ganzen Familie führt. Das zeigt das Beispiel eines zur gleichen Zeit verurteilten Hoteliers aus Lage/Lippe, der dem Richter schrieb: »Außer meiner Gefängnisstrafe bin ich weiter gestraft durch den völligen Verlust meiner Existenz«; die Mutter und die Schwester »mussten das Hotel räumen und stehen vor dem Nichts«.¹⁶ So kann man auch im Fall Meyer vermuten, dass die zwangsweise Abwesenheit des Juniorchefs die wirtschaftlichen Problemen des Familienbetriebs verschärft hat, ehe dieser Ende 1937 schließen muss. Zudem wird Ludwig Meyer zwischenzeitlich erneut vor Gericht gestellt und am 2.8. zu einer sechswöchigen Gefängnisstrafe verurteilt: Folge von Nachermittlungen der Polizei, die seit ihrer

¹⁴ Gerichtsakte D 21 A, Nr. 4129

¹⁵ Von den bisher recherchierten 618 Fällen in Bielefeld und Ostwestfalen aus den Jahren 1934-45 sind 368 mit Urteilen dokumentiert, darunter sind 258 Gefängnisstrafen und 61 Zuchthausstrafen.

¹⁶ Gerichtsakte D 21 B zug. 43/60, Nr. 43

»Sonderaktion gegen Homosexuelle« nahezu täglich weitere Verhaftungen vornimmt und damit weitere Fälle entdeckt – auch von bereits Verurteilten, denen jetzt zusätzliche »Taten« nachgewiesen werden.

»Die Unterbringung in einem KZ erscheint daher dringend erforderlich«

Mit der Liquidierung der Engros-Schlachtereie sind die Inhaber de facto arbeitslos. Als Jude hat Ludwig Meyer ohnehin keine Chancen mehr, einen halbwegs normalen Job zu bekommen – erst recht als vorbestrafter Jude und »Perverser«, der am 18.2.1938 sogar zum dritten Mal vor Gericht kommt und erneut zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt wird. Man kann nur vermuten, wie die Familie hat überleben können: mit Hilfe von Verwandten und mit dem Verkauf von Sachen aus dem Privatbesitz. Über ein nennenswertes Anlage- und Betriebskapital hat das Unternehmen ja niemals verfügt.

Der Vater stirbt am 13.3.1940. Der Sohn fehlt bei seiner Beerdigung, hat es vorher auch nicht erleben können, dass sein Onkel Julius Meyer und seine Frau Ida in das Haus Kreuzstraße 42 eingezogen sind. Denn Ludwig Meyer sitzt seit dem 2. 6. 1938 im Konzentrationslager. Am Tag vorher hatte die berüchtigte »Aktion Arbeitsscheu Reich« begonnen, die Heydrich, Chef des Reichskriminalpolizeiamts, angeordnet hatte: in allen Polizeistellen seien »mindestens 200 männliche arbeitsfähige Personen (Asoziale) in polizeiliche Vorbeugungshaft zu nehmen« und ebenso »alle männlichen Juden, die mit mindestens einer Gefängnisstrafe vor mehr als einem Monat bestraft sind.«¹⁷ Das

¹⁷ W. Ayaß: Wanderer und Nichtsesshafte. »Gemeinschaftsfremde« im Dritten Reich, in: H.-U. Otto & H. Sünker (Hg.): Soziale Arbeit und Faschismus, Bielefeld

trifft auf Ludwig Meyer zu, und prompt beeilt sich die Bielefelder Polizei, ihn zu ergreifen und in »Vorbeugehaft« zu nehmen. Zuerst im Gerichtsgefängnis Minden, wird er am 5. Juli nach Hannover verlegt, dann am 3. September ins Konzentrationslager Buchenwald. Die nach dem Krieg ausgestellte Inhaftierungsbescheinigung des alliierten International Tracing Service (ITS), abgehftet in der Entschädigungsakte, gibt allerdings den 15. Oktober als Einlieferungsdatum an, zudem mit widersprüchlich klingenden Kategorisierungen: »ASR (Arbeits-scheu-Reich) im Blockbuch, »Paragraph 175 - Jude« in allen anderen Unterlagen«. Der Grund mag sein, dass Meyer – Häftlingsnummer: 2005 – zunächst in der erstgenannten Kategorie eingeliefert, ehe er nach einigen Wochen als Jude geführt worden ist. Letzteres bestätigen später das Buchenwaldkomitee und die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes.

Stationen einer Leidensgeschichte: Buchenwald – Auschwitz – Mauthausen

Knapp fünf Jahre bleibt Meyer in Buchenwald – eine Zeit ohne Spuren in den Archiven. Nur aus der Zeit in Auschwitz, wohin er im Mai 1943 verlegt worden ist, und ab 29. Januar 1945 auch in Mauthausen, finden sich Hinweise: Als arbeitsfähiger Mann von damals neununddreißig Jahren ist Ludwig Meyer gleich an der Rampe herausgepickt und einem Arbeitskommando für die *Eintrachtshütte* (nähe Kattowitz) zugeteilt worden. In Mauthausen wiederum hat man ihn, zumindest zeitweise, in das Nebenlager Gusen II gebracht und zur Arbeit in dem berühmtesten Steinbruch

1986, S.379 ff. (dort Faksimile des Heydrich-Befehls)

gezwungen. Dort habe er eine Knieverletzung erlitten, die sich aufgrund fehlender ärztlicher Versorgung verschlimmert habe, heißt es in einigen Briefen Meyers nach Rückkehr in seine Heimatstadt – eine Schädigung, die ihn noch längere Zeit arbeitsunfähig gemacht hat.

Der Steinbruch wird von Mauthausen-Überlebenden immer wieder als »Hölle« beschrieben. »Wir sahen, wie lebende Skelette in weiten, gestreiften Pyjamas mit runden Mützen am Kopf treppauf, treppab große Steine schleppten. Sie wurden von peitschenschwingenden Kapos angetrieben, obwohl sie sich kaum auf den Beinen halten konnten«, schreibt Lisa Scheuer¹⁸. Hinzu kommt der alltägliche Terror in dem zunehmend überfüllten Lager, wohin zehntausende KZ-Häftlinge aus dem Osten verbracht worden waren. Die grauenvolle Todesbilanz noch in den letzten vier Wochen: 10.868 Männer und Frauen »als gestorben gemeldet« – die Zahl der nicht erfassten Toten ist unbekannt.¹⁹

Da grenzt es an ein Wunder, dass Ludwig Meyer die Zeit in Mauthausen, »eines der verrufensten Konzentrationslager im Dritten Reich«, überlebt hat. Ein Überleben, dem Jahre später ein Mithäftling in Auschwitz und Mauthausen Respekt zollt: »Ludwig Meyer wurde genau wie ich im Lager als Jude geführt. Seine Einstellung war äußerst kameradschaftlich, er war von hingebender Hilfsbereitschaft den Kameraden gegenüber ... Ich bin jederzeit bereit, für ihn einzustehen.« Dies ist ein Zitat aus einer eidesstattlichen Erklärung.

¹⁸ L. Scheuer: Vom Töd, der nicht fand, Reinbek 1983, S. 92 f.; vgl. auch R. Hoff-schildt: Homosexuelle im KZ Mauthausen, in: Das Lambda Lesebuch, Wien 1996, S. 157-163.

¹⁹ A. Matt: Einer aus dem Dunkel. Die Befreiung des Konzentrationslagers Mauthausen, Zürich 1988, S.73

ung des Fabrikanten Albert Bauer aus Gladenbach (Hessen), am 1. August 1949 den Bielefelder Behörden zugestellt, die Ludwig Meyer den Status als rassisch Verfolgter aberkennen wollten.

Befreiung und Rückkehr nach Bielefeld

Am 8. Mai 1945 wird Mauthausen befreit. Es braucht aber noch einige Zeit für die überlebenden Häftlinge, rund 60.000, ehe sie das Lager verlassen können. Viele müssen ins Lazarett oder in Quarantäne, und wie überall fehlt es an Verkehrsmitteln, um heimzukehren. Ludwig Meyer selbst wird am 13. Juni entlassen – so jedenfalls das Datum der ihm ausgestellten *Provisional identification card for civilian internee of Mauthausen*. Entgegen der Angabe zu seinem letzten Wohnsitz – Bielefeld, 15er-Str. 42 (die von den Nazis umbenannte Kreuzstraße) – lautet die allerdings unbestimmte aktuelle Adresse: »Schweiz – Zürich«, Hinweis auf Meyers Absicht, sich dort zumindest vorübergehend anzusiedeln. Der Grund mag gewesen sein, dass auch sein Onkel Julius überlebt hat, der 1942 von Bielefeld nach Theresienstadt deportiert wurde, zusammen mit seiner dort ermordeten Frau. Er ist im Zuge eines Gefangenenaustauschs in den letzten Kriegsmonaten in die Schweiz gebracht worden.²⁰ Vielleicht hat Ludwig dies von den alliierten Militärbehörden erfahren, bei denen sich die überlebenden Juden nach dem Schicksal ihrer Angehörigen erkundigen konnten. Ob Meyer tatsächlich in Zürich gewesen ist und seinen Onkel getroffen hat, lässt sich heute nicht mehr sagen. Vermutlich eher nicht,

²⁰ Mitteilung von Martin Decker, Friedensgruppe der Altstädter NicolaiKirch-gemeinde, die in jahrelanger Arbeit das Schicksal der von Bielefeld aus deportierten Juden recherchiert hat.

denn im August 1945 ist Ludwig Meyer wieder in Bielefeld.

Dort gibt es aber kein Zuhause mehr. Das Haus in der Kreuzstraße ist nach der Deportation seiner Verwandten im Sommer 1942 längst von anderen bewohnt, sofern es nicht sowieso in Trümmern liegt. Der Heimkehrer findet im Christlichen Hospiz in der Bahnhofstraße eine Unterkunft und wendet sich, da völlig mittellos, an die »Betreuungsstelle für politisch und rassistisch Verfolgte«. Er zeigt seine Papiere und bekommt als ehemaliger KZ-Häftling etwas Geld und Lebensmittelkarten sowie die Zusicherung, ihn »bei der Neuanschaffung von verschiedenen Wäschestücken, Regenmantel usw. einschl. Schuhe vordringlich und bevorzugt abzufertigen«. Am 30. August 1945 folgt der einstweilige Bewilligungsbescheid: 250 RM monatlich als Beihilfe.

Dies sind die ersten Dokumente in der Akte »Entschädigungssache Ludwig Meyer«. Sie enthält auch eine handschriftliche Aufstellung über seinen früheren Besitz: »Bei meiner zwangsweisen Verschleppung in das KZ Buchenwald im Jahr 1938 ließ ich folgende Sachen aus meinem und meines inzwischen verstorbenen Vaters Haushalt zurück: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche...« Als Gesamtwert wird ein Betrag von 22.500 Reichsmark angegeben. Das nächste Lebenszeichen ist vom 7. Mai 1946 datiert. »Ich habe eine Wohnung in der Jöllenbecker Str. 61 zugewiesen, die ich aber wegen Reparaturen und Neuanschaffung von Möbeln noch nicht beziehen kann«, schreibt der nach wie vor im Hospiz Wohnende an die Stadtverwaltung. »Sonstige Einkommen habe ich nicht. Beim Arbeitsamt bin ich gemeldet, kann aber infolge Bein-schädigung noch nicht arbeiten.« Ob seine Beschwerde irgendwelche Erfolge gehabt hat, ist nicht mehr zu klären. Wohl aber dies:

die jetzt amtliche Anerkennung als rassistisch Verfolgter mitsamt Aushändigung des »grünen Sonderausweises«. Ludwig Meyer ist jetzt Mitglied der Jüdischen Kultusgemeinde Bielefelds, sein Sonderausweis trägt die Nummer 293. Anfang November 1946 wird Meyer amtsärztlich »arbeitsunfähig« geschrieben: Nachwirkungen seiner jahrelangen KZ-Zeit, vor allem seiner Knieverletzung bei der Zwangsarbeit in Mauthausen. Kleinere Jobs mag er übernommen haben. Nur einer ist aktenkundig: als Verkäufer von Butter und Eiern auf dem Wochenmarkt. Anfang 1949 bekommt er eine Anstellung beim Wohnungsamt der Stadt. Er beginnt einen Verwaltungslehrgang, obwohl er inzwischen erneut straffällig geworden ist. Sein Delikt: »Vornahme unzüchtiger Handlungen«. Ein Fall für den nach wie vor gültigen § 175, mit dem 1937 die neunjährige Gefängnis- und KZ-Zeit des Ludwig Meyer begonnen hatte.

Als Homosexueller »unwürdig« für Wiedergutmachung

Am 22. Dezember 1948 wird der fünfundvierzigjährige Ludwig Meyer zu fünf Wochen Gefängnis verurteilt, ein im Vergleich zur Nazizeit mildes Urteil. Die Zeit der drakonischen Strafen ist zwar vorbei, nicht aber die polizeiliche und strafrechtliche Verfolgung Homosexueller. Die näheren Umstände des Strafverfahrens bleiben im Dunkeln, da die Gerichtsakten nicht überliefert sind. Dagegen lassen sich die administrativen Konsequenzen gut dokumentieren: Es beginnt mit einer Mitteilung der Wiedergutmachungsstelle an die Bezirksregierung über die Verhaftung gegen Meyer, der ja schon »einschlägig vorbestraft« ist; zugleich wird – noch vor dem Urteil – angekündigt, man werde in der nächsten Sitzung des Kreissonderhilfsausschusses

Meyers Anerkennung überprüfen. Das Ergebnis: »Die am 29.5.1946 beschlossene Anerkennung des Ludwig Meyer als rassistisch Verfolgter wird zurückgezogen, weil die Voraussetzungen für die Bestätigung der Anerkennung ... nicht ausreichen.«

Dabei haben die Bielefelder Wiedergutmacher, als würden sie selber Skrupel darüber empfinden, vor ihrer Entscheidung bei der Jüdischen Kultusgemeinde angefragt, »ob dort Tatsachen bekannt sind, die für eine besondere rassistische Verfolgung sprechen.« Wenn nicht, und davon geht man offenbar aus, werde dies »zu einer Zurückzahlung der Anerkennung des Meyer führen müssen.« Die Gemeinde hält die angekündigte Aberkennung für unrechtmäßig: »Nach den Geschehnissen der späteren Jahre ist mit größter Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß, wenn er [Meyer] nicht bereits im KZ gewesen wäre, er bestimmt mit einem der ersten Transporte nach dem Osten verschleppt worden wäre... Man darf von daher mit Bestimmtheit annehmen, daß auch auf ihn die Bestimmung der Anerkennung als Verfolgter des Nazi-Regimes zutreffen.«

Es hat nichts genutzt, es bleibt bei der negativen Entscheidung gegen Ludwig Meyer, als sei die Tatsache, als Jude Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung gewesen zu sein, verwirkt aufgrund seiner Homosexualität und seiner früheren Verurteilungen. Meyer erhebt Einspruch bei der zuständigen Bezirksberufungskammer in Detmold. Diese läßt sich Zeit bis zum November 1949, dann gibt sie dem Einspruch endlich statt und hebt die Verfügung der Bielefelder Behörden auf. »Nach seinen Angaben und der Bescheinigung des Buchenwald-Komitees«, heißt es in der Begründung, habe Meyer »nicht als Vorbeugungshäftling eingesperrt, sondern als Jude, aus rassistischen Gründen«; deshalb sei »seine Bestrafung aus

§ 175 kein Anlass, ihn gemäß III K der Richtlinien als unwürdig zur Anerkennung auszusprechen.«

Behördenkrieg mit antisemitischen Zügen

Die Genugtuung über diesen Erfolg gegen die Bürokraten seiner Heimatstadt währt aber nicht lange: Am 10. Januar 1950 wird Ludwig Meyer als Erbe der väterlichen Liegenschaft ins Rathaus bestellt und bekommt zu hören: »Wir sind ja keine Juden, die sie betuppen wollen.« Und: »Sie sind sich ja wohl bewusst, dass viele jüdische Geschäfte nicht immer auf reelle Grundlage aufgebaut sind... Es gibt ja weiße und schwarze Juden.« Darüber empört, schickt Meyer am gleichen Tag einen Beschwerdebrief an den Oberbürgermeister Artur Ladebeck und kündigt an: »Die durch die Äußerung zutagegetretene Gesinnung des Herrn Vermessungsrat Schröder scheinen mir nicht geeignet, mit ihm Verhandlungen irgendwelcher Art zu führen.« Eine Antwort ist nicht überliefert, wohl aber ein Entschuldigungsschreiben des Vermessungsrats: »Ich bedaure die gebrauchten Worte als unbedachten Ausdruck. Ich bin kein Antisemit... Nachdem ich erfahren habe, daß Sie jahrelang im Konzentrationslager gesessen haben, verstehe ich Ihre Empfindlichkeit und Ihre Erregung und bitte Sie in aller Form um Verzeihung.« Eine andere Abteilung im Bielefelder Rathaus will aber nicht so schnell klein begeben: Das Amt für Wiedergutmachung erhebt Einspruch gegen die Entscheidung der Bezirksberufungskammer, so dass sich die Landesberufungskammer in Düsseldorf mit dem Fall befassen muss. Erst am 21. November 1950 entscheidet die Kammer: Der vorinstanzliche Spruch wird ebenso bestätigt wie der Wiederanerkennung Meyers als rassistisch Verfolgter. Und er-

neut gibt man sich in Bielefeld nicht geschlagen, geradezu veressen, dem homosexuellen Juden das Leben schwer zu machen. Der Landesberufungskammer sei »diese neuerliche Straftat bei der Entscheidung nicht bekannt gewesen«, bemängelt der zuständige Amtmann Waterbör und verlangt »eine neuerliche Überprüfung durch den Kreissonderhilfsausschuss Bielefeld-Stadt«.

Da mag es für den Amtmann wie ein Geschenk des Himmels gewesen sein, dass Anfang 1951 ein weiteres Ermittlungsverfahren gegen Ludwig Meyer als Angestellter des städtischen Wohnungsamts eingeleitet wird: Betrug, Untreue, Urkundenfälschung und Bestechlichkeit im Amt. Sofort informiert Waterbör die Bezirksregierung; auch das Bezirkssekretariat der SPD schaltet sich ein, wie einer schriftlichen Nachfrage aus Detmold zu entnehmen ist. Am 12. Februar wird von dort telefonisch angeordnet: »Die Betreuung des Meyer ist bis auf weiteres aussetzen und der ›Grüne Sonderausweis‹ einzuziehen.«

Derart munitioniert will man den Fall Meyer nun endgültig »abwickeln« und überdies zu einer Grundsatzfrage machen: ob nämlich »auch aus kriminellen Gründen in Haft gekommene Juden und Zigeuner als Verfolgte anzuerkennen sind, da sie ohnehin ins KZ gekommen wären.«²¹ Die beiden Berufungskammern hätten diesen »schon in der Öffentlichkeit kritisierten Standpunkt vertreten« und insofern zugunsten von Meyer entschieden, was aber »einfach unbegreiflich« sei, so heißt es in einer Aktennotiz des Ausschussvorsitzenden. Deshalb möge der Stadtdirektor diesen

²¹Ähnliche Beispiele finden sich in: W. S. Schlegel (Hg.): Das große Tabu. Zeugnisse und Dokumente der Homosexualität, München 1967, S.33 f.; und in: Himmel und Hölle. Das Leben der Kölner Homosexuellen 1945-1969, Köln 1994, S.136 ff.

Vorgang »bitte an den Herrn Minister unverzüglich zur Kenntnis bringen.« Als Vorgriff wird die Gewährung von Haftentschädigung gestoppt. Waterbör gibt sich siegessicher: »Nach Lage der Sache hat Meyer Wiedergutmachungsleistungen in absehbarer Zeit kaum zu erwarten.«

KZ-Haft ohne Erfolg: »geminderte moralische Widerstandskraft«

Auch über das neue Strafverfahren gegen Meyer weiß man heute wenig. Fest steht nur, dass die Bielefelder Staatsanwaltschaft mehr als ein Jahr lang ermittelte und dass es dabei um eine widerrechtliche Bevorzugung und Begünstigung – wem gegenüber und mit welchen Bestechungsgeldern auch immer – bei der Vermittlung von Wohnraum gehandelt habe. Im Wohnungsamt habe Meyer sozusagen an der Quelle gesessen und dies ausgenutzt, um »in übler Weise die Not der Wohnungssuchenden auszubeuten«. Am 1. März 1952 fällt die II. Große Strafkammer des Landgerichts ihr Urteil: 13 Monate Gefängnis wegen »gemeinschaftlichen fortgesetzten Betruges in Tateinheit mit Vergehen gegen die Verordnung gegen Bestechung und Geheimnisverrat und mit Amtsanmaßung.« Zwei Mitangeklagte werden ebenfalls verurteilt, darunter der zweiundvierzigjährige Helmut W., ein alter Bekannter Meyers, der ebenso wie er im Zuge der »Sonderaktion gegen Homosexuelle« 1937 ins Gefängnis gebracht worden war.

Nun ist die Bielefelder Wiedergutmachungsstelle am Ziel: Ludwig Meyer verliert den Status des rassistisch Verfolgten mitsamt allen Ansprüchen auf Entschädigung. Sein Widerspruch, »Antrag auf weitere Anerkennung«, wird zurückgewiesen, da »die nach dem 8. Mai 1945 begangenen Straftaten einer Anerkennung entgegen-

stehen. « Dass Meyer im KZ gewesen ist, könne »nicht zu einem Freibrief für Straftaten führen«, meinen die Behörden. Soweit mag man dem noch beipflichten, aber es ist infam, die »späteren Verfehlungen« – ob als Homosexueller oder als Betrüger gleichrangig als kriminell gewertet – auf eine »durch die langjährige Inhaftierung geminderte moralische Widerstandskraft« zurückzuführen. Das klingt nach einem impliziten Bedauern darüber, dass die KZ-Haft nicht das gebracht hat, was man offenbar für ihren Zweck hielt: nämlich geheilt zu sein vom Laster der »widernatürlichen Unzucht« und auch ansonsten »moralisch gestärkt« aus dem KZ herauszukommen, sofern man überlebte. Ist jemals einem Zeitgenossen, der das Nazireich frei von unmittelbarer Verfolgung überstanden hat, gerade deswegen eine »geminderte moralische Widerstandskraft« attestiert worden? Wohl kaum.

Ein Happyend mit tödlichem Ausgang

Es dauerte noch einige Jahre, ehe dem homosexuellen Juden, der Buchenwald, Auschwitz und Mauthausen überlebt hat, doch noch Gerechtigkeit widerfahren

ist. »Nach den neuen Beweisunterlagen des ITS Arolsen kann an der Auffassung, der Antragsteller sei lediglich aus kriminellen Gründen in die KZ-Lager eingewiesen worden, nicht mehr festgehalten werden. Darüber hinaus ist dargetan, daß die Bestrafungen verhältnismäßig geringfügig waren und eine Einweisung in das KZ allein auf Grund der Vorstrafen wohl nicht vorgenommen sein kann.« So die Erkenntnis der Bezirksregierung am 20.11.1956. Jetzt kommen alle Entschädigungsangelegenheiten zu einem positiven Ausgang für Ludwig Meyer. Für »Schäden an Körper und Gesundheit«, für »Schäden an Eigentum und Vermögen«, »im beruflichen Fortkommen« und für erlittene Haftzeit wird er mit Einzelbeträgen bis zu 12.300 DM entschädigt. Hinzu kommen eine Beschädigtenrente und Rentennachzahlungen.

Zu dieser Zeit wohnte Ludwig Meyer nicht mehr in Bielefeld, wiewohl er noch längere Zeit dort seinen ersten Wohnsitz behielt. Man kann seinen Groll gegen seine Heimatstadt verstehen. In Hannover fand er ein neues Zuhause – auch im *Wielandseck*, eines der ersten Homosexuellenlokale der Landeshauptstadt nach dem Krieg. Allerdings spürte

Meyer auch hier, was ihm Bielefeld beschert hatte: aufgrund seiner Vorstrafen nach § 175 bekam er keine Schankerlaubnis. Deshalb musste sein Freund Günther Heidemann »als Strohmann einspringen«, wie Hoffschildt in seinem Buch *Olivia* schreibt (S.144). Zeitzeugen haben Ludwig Meyer als Wirt als »einen gutmütigen und väterlichen Menschen« beschrieben. »Mit ihm hätten die Gäste auch ihre Probleme besprechen können«; und »er sei manchmal recht spendabel gewesen und hätte den jüngeren Gästen, die sich nicht so viel leisten konnten, auch mal einen Weinbrand ausgegeben... Für einige Gäste wurde das *Wielandseck* zu einem zweiten Zuhause.« Regelmäßig fanden Bälle und Festivitäten statt, und im November 1953 war das *Wielandseck* Schauplatz der Gründung der hannoverschen Sektion der »Internationalen Freundschaftsloge«.

Anfang der sechziger Jahre gab Ludwig Meyer, mittlerweile siebenundfünfzig Jahre alt, das *Wielandseck* ab und zog später nach Hamburg. Dort wurde er 1975 in seiner Wohnung in der Detlef-Bremer-Straße ermordet. Das grausamen Ende eines deutschen Lebens.



B U C H B E S P R E C H U N G

ZIEBURA, Eva: **Prinz Heinrich von Preußen. Preußische Köpfe, Band 29. Geschichte.** Berlin: Stapp Verlag, 1999, 496 Seiten.

Die Reihe *Preußische Köpfe* umfasst bisher 34 Bände, von ›Königin Luise‹ über ›Heinrich von Kleist‹ und ›Alexander von Humboldt‹ bis ›August, Prinz von Preußen‹, und ist populärwissenschaftlich angelegt. So auch dieser Band: nach einem knappen Vorwort geht es gleich *medias in res* auf der Zeitschiene von der Wiege bis zur Bahre; ein Epilog ist dem Testament gewidmet. Es gibt keine Einleitung, keine Anmerkung, keine Fußnote, kein Nachwort.

An Quellenmaterial standen der Autorin die im Geheimen Preußischen Staatsarchiv aufbewahrten Briefe, Denkschriften und Urkunden zur Verfügung, weiter die fast 2000 Briefe Heinrichs an seinen jüngeren Bruder und Vertrauten *Ferdinand* und die Korrespondenz mit seinem Adjutanten *Antoine de La Roche-Aymon*. Aus diesen teils gedruckten, teils unveröffentlichten Texten zitiert sie ausgiebig, allerdings ohne jede Quellenangabe, so dass das Buch wissenschaftlich wertlos ist. Es gibt aber eine Stammtafel des Hauses Hohenzollern von Friedrich Wilhelm I. bis Wilhelm I., ein Literaturverzeichnis, eine Zeit- und Namenregister und einen Nachweis der etwa 60 schönen Schwarz-Weiß-Abbildungen.

Da man zu jener Zeit französisch schrieb, musste die Autorin alles ins Deutsche übersetzen. In dem Bemühen, uns den

Prinzen nahezubringen, verfällt sie oft in einen modischen, burschikosen Jargon. So in Briefen Heinrichs an Ferdinand: »Sie glauben, dass ich hier eine *ruhige Kugel schiebe*... Ich bin *perduto* und der ganze Laden auch« (S. 145); »Ich gehe auf dem *Zahnfleisch*, aber ich bin glücklich« (S. 299); »Wenn Österreich zuerst einen Separatfrieden schließt, *sind wir geliefert*« (S. 374). Dabei geht der für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts typische Duktus verloren und ein zusätzlicher Verfremdungseffekt stellt sich ein.

Im Vorwort heißt es, die Autorin wollte »die Distanz von 200 Jahren, die uns von Prinz Heinrich und seinem Kreis trennt, so weit wie möglich überbrücken« (S. 7). Gerade das ist ihrer Ansicht nach nicht gelungen; man kann dem heutigen Leser zwar plausibel schildern, wie wehrlos man Krankheiten ausgesetzt war oder welche Beschwerden das Reisen machte; die uns inzwischen völlig fremde Welt des ostelbischen Hochadels im Spätabsolutismus lässt sich aber nicht durch pures Zitieren nahebringen, man müsste sie eigentlich *ethnologisch* erklären.

So lässt sich das Verhältnis zwischen Friedrich II. und seinem Vater resp. seinem Bruder nicht charakter- oder familienpsychologisch deuten (S. 10) sondern nur politisch interpretieren: Der absolutistische Herrscher war wie der mittelalterliche allein durch die Gnade Gottes legitimiert. In Preußen konnte der aus dem Adel hervorgegangene Fürst sich bei seiner Herrschaftsausübung nur auf diesen stützen,

denn östlich der Elbe war das Bürgertum sehr schwach. Da es zu den Hohenzollern keine Alternative im Lande gab, bestand die einzig denkbare Gefährdung der königlichen Macht in einer von einem Prinzen des Hauses angeführten Adelsverschwörung, einer *fronde*. Da liegt der Grund für die erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Friedrich Wilhelm I. und seinem ältesten Sohn Friedrich und eine Generation später zwischen diesem und seinem 14 Jahre jüngeren Bruder Heinrich. Beide Male waren die Throninhaber von grausamer Strenge und bei Adel und Volk gleich unbeliebt, ihre möglichen Rivalen dagegen wahre Hoffnungsträger. Dass aber letzten Endes Friedrich Wilhelm I. nicht unbedingt ein brutaler Familytyrann war, zeigt ein Streit, der sich 1771 unter seinen Kindern in Rheinsberg abspielte und in dem »die Schwestern behaupteten, der selige König wäre ein besserer Vater gewesen als die Königin eine gute Mutter« (S. 220).

In diesem Sinne schreibt Friedrich II. 1752 über die ›Prinzen von Geblüt‹: »Ihre hohe Abstammung flößt ihnen einen gewissen Hochmut ein, den sie Adel nennen. Er macht ihnen den Gehorsam unerträglich und jede Unterwerfung verhasst. Sind irgendwelche Intrigen, Kabale oder Ränke zu befürchten, von ihnen können sie ausgehen« (S. 43).

Ein entscheidender Nachteil des Buches ist die Beschränkung auf die zeitliche Abfolge ohne inhaltliche Gliederung. Dabei treten unerwartete Lücken zutage, wie wenn Heinrich zum Tod seiner Schwester

Anna Amalia schreibt: »Sie hatte viele gute Seiten, aber wenn ich an das traurige Leben denke, das sie geführt hat, und an alle die Leiden, die sie ertragen musste, kann ich nur denken, dass sie glücklich sein wird, davon erlöst zu sein« (S. 327). Nirgends erfährt der Leser, worum es in diesem Leben ging, und auch die Stellenangaben im Namenregister helfen ihm nicht weiter.

Besser hätte die Autorin das umfangreiche Quellenmaterial dazu benutzt, in einzelnen Kapiteln die verschiedenen Rollen des Prinzen zusammenfassend zu analysieren, den Feldherrn, den Diplomaten, den Gutsherrn, den Liebhaber.

Über das uns hier interessierende Privatleben Prinz Heinrichs erfahren wir soviel, dass er die Rolle eines Hochadeligen in der höfischen Gesellschaft gut spielte, seinem königlichen Vater und Bruder gehorchte und ansonsten seine Freiräume nutzte.

Sexualität wird nur im Anfang des Buchs erwähnt, nämlich in den väterlichen Instruktionen, deren Einhaltung der Prinz beschwören musste: »11. Wegen der stillen und stummen Sünden soll er sowas auf keinen Fall dulden, sondern dem mit allen Mitteln entgegen wirken, auch bei Tag in seinem Beisein keine »garstigen Diskurse« dulden« (S. 19). Obwohl der zum Oberhofmeister der Prinzen berufene Hauptmann von *Kreyzen* dafür verantwortlich war, dass diese »nicht Hurerei oder anderen Unzucht und stumme Sünden treiben«, suchte August Wilhelm aber nur nach Gelegenheiten »einen abzuschließen« (S. 21).

Zum Thema *Homosexualität* erfährt der Leser nicht viel. Es

ist bekannt, dass von den vier Söhnen König Friedrich Wilhelms I. zwei, August Wilhelm und Ferdinand, heterosexuell waren und zwei, Kronprinz Friedrich und Heinrich, homosexuell. Homosexuell war pikanterweise auch der genannte Hauptmann von *Kreyzen*. Über ihn schrieb August Wilhelm an Ferdinand: »Da »Kreutz« in Nauen nichts weiter tut, als sich an den Eiern zu kratzen, kann er auch schon vor dir nach Spandau kommen. Ich halte für ihn einen schönen Hintern und fleischige Schenkel bereit... Meine hübschesten Jungen erwarten deinen dicken Priapus mit Ungeduld« (S. 22).

Eheschließungen waren Teil der Außenpolitik, jede neue knüpfte das europäische Geflecht von Besitzungen, Vererbungen und Anwartschaften enger, eine gute Heirat war die einzige Möglichkeit, das Land im Frieden zu vergrößern. Ein unverheirateter Herrscher oder Thronanwärter war undenkbar und so wie Friedrich Wilhelm I. den Kronprinzen zur Ehe zwang, verpflichtete dieser seinen Bruder Heinrich zu heiraten. Beide Ehen hatten große Ähnlichkeit, sie blieben kinderlos und die Gemahlinnen wurden auf Schlösser verbannt.

Von Frauen hielt Heinrich wohl nicht viel. Einmal erinnert ihn ein großer Busen an das Euter einer Kuh. Über seinen Günstling von *Kap-hengst* schrieb er: »Seine Mätressen haben ihn zugrunde gerichtet« (S. 448 f.)

Heinrichs *Günstlinge*, seine Kammerherrn und Adjutanten, waren in der Regel schöne junge adelige Militärs, die in seinem Dienst Karriere machten, heirateten und Familien

gründeten, die er reich belohnte und die ihm treu ergeben waren. Daran war nicht Besonderes, ob es sich darüber hinaus um Liebesverhältnisse gehandelt hat, bleibt unklar.

Anfangs kam es zur Rivalität zwischen Friedrich und Heinrich, so 1746 über einen jungen *Marwitz*. In sarkastischen Briefen machte sich der König über die Verliebtheit seines Bruders lustig (S. 44-47), was erheblich zur Entfremdung zwischen beiden beitrug. Später schrieb er ihm: »Wir haben uns keinen Vorwurf zu machen. Wir empfinden gegeneinander die gleiche Kälte. Wenn Sie es so wollen, bin ich damit zufrieden. Nur wenn Sie meine Vermittlung bei Ihren Liebesgeschichten brauchen, können Sie etwas freundlicher zu mir sein« (S. 48).

Uneindeutig war die Beziehung Heinrichs zu Graf *Lehndorff*. Während dieser 1753 schrieb: »Niemals werde ich mehr lieben können als jetzt«, erinnerte sich der Prinz später: »Mit dem jungen Lehndorff konnte man sich blendend amüsieren« (S. 68). Im gleichen Jahr lernte Heinrich den 17-jährigen Graf *Kalckreuth* kennen, der in seinen Memoiren schrieb: »Der Prinz fand mich allerliebste, und vom Augenblick an war ich in allerhöchster Gunst. Er befahl mich jeden Abend zum Souper...« (S. 84). Dazu Lehndorff: »Es steht fest, dass H. von einer neuen Leidenschaft ergriffen ist« (S. 85). Später, leicht säuerlich: »Um 9 Uhr begaben wir uns zum Prinzen oder vielmehr zu seinem Adjutanten Herrn v. Kalckreuth, der gegenwärtig sein Faktotum ist« (S. 127).

Kalckreuth fiel 1766 in Ungnade, sein Nachfolger wurde

Hinweise

Juliette auf Capri

upj. Nun also die neunte Lage: Schicht für Schicht, Band für Band haben die Zürcher Sade-Übersetzer Michael Pfister und Stefan Zweifel sich vorgenommen. Längst ist der Unglücksweg Justines ausgestanden, wir sind in Italien und folgen Juliette weiter auf ihrem segensreichen Weg durch allerhand Laster. Dass dies natürlich keine Lektüre ist für diejenigen, die kein Sen-sorium haben für den sündigen Zwitterwitz, der sich auch auf den Treppenstufen katholischer Hochaltäre finden lässt: Muss es noch gesagt werden? Liebhaber südlicher Gefilde dürften nach der kurzen Visite des Petersdomes, mit dem der neunte Band jungfräulich anhebt, vornehmlich auf den Seiten 192 bis 239 auf ihre Rechnung kommen. Juliette unternimmt da ein ausgedehntes Reiseprogramm, das die facettenreichen Schönheiten rund um den Golf von Neapel in schillernden Farben zeigt: Pozzuoli, Amalfi, Ischia, Pompeji, Sorrent, Capri ... Gerade in dieser – wie immer kenn-nisreich und nah am Original übersetzten – Passage lässt sich der vielseitige Bildungsnutzen der Lektüre Sade'scher Textorgien ausweisen. Philologisch Angehauchte mögen sich an den trefflichen Adjektiven erfreuen, Liebhaber opulenter Festivitäten an den dargebotenen Freudenfeiern. Wer aber vorhat, demnächst nach Capri zu reisen, sollte diesen neunten Band unbedingt ins Reisegepäck stecken: ein Baedeker der besondern Art. Dem Band ist ein Essay von Bernd Matthues – «Sade, Holbach und die Menschenmaschine» – vorangestellt.

D. A. F. de Sade: Juliette und Justine. Band IX. Herausgegeben und übersetzt von Stefan Zweifel und Michael Pfister. Mit Bildern von Wolfgang Ernst und einem Essay von Bernd Matthues. Matthes-&-Seitz-Verlag, München 2000. 329 S., Fr. 73.–.

allem des Königs, skandalöser Günstling. Dazu schrieb Lehn-dorff: »Was es nur an Glück auf Erden gibt, das lässt er (=H.) diesen Kaphengst kosten. Er selbst erweist sich dem Prinzen gegenüber nicht im geringsten gefällig. Er ist nicht fähig, ihm zuliebe sich auch nur eine Viertelstunde Zwang anzutun... Wenn man den Charakter beider kennt, möchte man glauben, sie könnten keinen Monat zusammen leben, und trotzdem ist jener von den 50 Günstlingen, die der Prinz, soweit ich sie kenne, gehabt hat, der einzige, der einen wirklichen Einfluss auf ihn ausübt, der das Unmögliche aus ihm herausgeschlagen hat und der ihn despotisch beherrscht« (S. 234).

1794 bot Heinrich dem 21-jährigen Emigranten Graf de La Roche-Aymon die Stelle

eines Adjutanten an. Der Prinz schrieb: »Der Mai kommt, die Nachtigallen schlagen, und ich erwarte den liebenswürdigen La Roche-Aymon mit der Ungeduld, die einem die Freundschaft eingibt« (S. 369).

Leider ist die Autorin mit der deutschen Geschichte des 18. Jh. nicht sehr vertraut. So macht sie dauernd einen Unterschied zwischen deutsch und österreichisch, obwohl Österreich damals so deutsch war wie Preußen, schließlich residierte der Kaiser in Wien. So die »Franzosen, Österreicher, Deutschen und Engländer« (S. 382); gegen »Deutsche und Österreicher kämpfen zu müssen« (S. 412); »die vereinigte deutsche und österreichische Armee« (S. 156). Man unterschied zwischen der schwachen *Reichsarmee* und

den Truppen der einzelnen Länder.

Auch ist ihr die bis 1803 geltende Kreisverfassung nicht geläufig, wenn sie schreibt, der Kurfürst von Sachsen habe »im Namen aller obersächsischen Kreise« einen Neutralitätsvertrag geschlossen (S. 407). Es gab *einen obersächsischen Kreis*, der Kursachsen, Kurbrandenburg, Thüringen, Pommern u.a. umfasste und dessen Oberster der Kurfürst von Sachsen war.

Laut Klappentext wirft die vorliegende Biografie ein ganz neues Licht auf Heinrichs politische Aktivitäten; für sein Privatleben lässt sich das leider nicht sagen. Da müsste ein anderer kommen und sich der Gefühlswelt des homosexuellen Preußenprinzen annehmen.

Siegfried Tornow

FORUM HOMOSEXUALITÄT UND GESCHICHTE MÜNCHEN E. V.

Das »Forum Homosexualität und Geschichte München« hat sich zum Ziel gesetzt, die Forschung zu Alltag, Kultur und Geschichte homosexueller Männer und Frauen zu fördern. Geplant sind ein Interviewprojekt, ein Erzählcafé, der Aufbau eines Archivs sowie Ausstellungen und Vortragsveranstaltungen. Materialien und Forschungsergebnisse erscheinen in der Reihe »Splitter«.

*Angebot für
Capri-Leser:*
50 % Rabatt bei Direktbezug
(ab 2 Hefen)

Splitter Materialien zur Geschichte der Homosexuellen in München und Bayern

Die angegebenen Preise sind *n i c h t* gebunden.
Bezug über die schwulen Buchläden oder direkt über:
Forum Homosexualität und Geschichte München e. V., Müllerstr. 43a, 80469 München

1. **KARL HEINRICH ULRICHS, München, 29. August 1867**
München, 29. August 1867: Im Odeon (freue Sitz des Bayerischen Staatsministeriums des Inneren) tagte der Deutsche Juristentag. In der Plenarversammlung geht es auch um den - aus heutiger Sicht historischen - Antrag von Karl Heinrich Ulrichs, »daß angeborne Liebe zu Personen männlichen Geschlechts nur unter denselben Voraussetzungen zu strafen sei, unter welchen Liebe zu Personen des weiblichen Geschlechts gestraft wird ...«
DM 3,-
2. **WOLFRAM SEITZ, Karl Heinrich Ulrichs zum 175. Geburtstag. Ein (Ge)Denkblatt**
Karl Heinrich Ulrichs ist eine historische Gestalt. Einige seiner Vorstellungen und Forderungen tragen deutlich den Stempel ihrer Zeit. Zeitlos und beispielhaft sind sein Engagement und seine Geradlinigkeit.
DM 3,-
3. **PETER JUNGBLUT, Schwule Geschichten aus München 1813 - 1945**
Schwules Leben in München muß man bis weit in die 1960er Jahre überwiegend aus Verwaltungs- und Polizeiakten rekonstruieren. Besonders die Prozeßakten über Verfahren nach dem Schwulen-Paragrafen 175 geben Aufschluß über das Leben rund um die Männerliebe. Der hier vorgelegte Text, als Vortragsmanuskript entstanden, basiert überwiegend auf Originalquellen aus Archiven, zeitgenössischen Lebenserinnerungen und Broschüren.
DM 5,-

4. **ALBERT KNOLL, Totgeschlagen - toteschwiegen.
Die homosexuellen Häftlinge im KZ Dachau**
Überarbeitete und erweiterte Fassung eines Aufsatzes, der zuerst 1998 in den »Dachauer Heften« erschien. - Mehrere hundert Häftlinge waren in den Jahren 1933-1945 im Konzentrationslager Dachau eingesperrt, weil sie homosexuell waren. Sie wurden mit dem rosa Winkel gekennzeichnet und isoliert untergebracht. Etwa hundert von ihnen starben in Dachau.
DM 5,-

5. **FLORIAN MILDENBERGER, Schwulenbewegung in München 1969 bis 1996**
Am Anfang stand ein kleines Häuflein engagierter Aktivist:innen, am Ende lehrte die Münchner Schwulenbewegung der allmächtigen CSU bei der Stadtratswahl das Furchen. Dazwischen standen Höhen und Tiefen: In den 70er Jahren trieben der Verein für sexuelle Gleichberechtigung und die »Homosexuelle Aktion München« die Emanzipation voran und feierten Erfolge: Die 80er Jahre waren geprägt von AIDS und Gewalttät, aber auch vom Aufbruch zu neuen Ufern, Gründung der »Rosa Liste« und des Schwulenzentrums »SUB«. Der Einzug in den Stadtrat 1996 stellt eine Zäsur dar, die Geschichte bleibt offen.
DM 5,-

6. **BERND ULRICH HERGENÖLLER, Männer, die mit Männern handeln,
in der Augsburgener Reformationszeit**
Im Jahre 1532 land in Augsburg ein Prozeß gegen eine Gruppe von mittelständischen Handwerkern und Gewerbetreibenden statt, in den auch Kleriker und Partizip (Weiler, Rehlinger) verwickelt waren. Die Geständnisprotokolle (»Urgichtens«), die wegen ihrer detaillierten Angaben und ihrer lebendigen Sprache eine ausgezeichnete Ergänzung zu den (zwecklos) bislang bekannten Quellen zur Geschichte der Homosexualität in Bayern und im gesamten Reich bilden, werden hier nach den Originalen aus dem Augsburgener Stadtarchiv vollständig wiedergegeben. Der ausführliche Kommentar führt in die Geschichte der Reformationszeit, in die sozialen Strukturen Augsburgs sowie in die strafrechtlichen und sexualwissenschaftlichen Aspekte dieser »Urgichtens« ein.
DM 8,-

7. **FLORIAN MILDENBERGER, Kulturverfall und Umwandlungsmännchen.
Die Haltung der Psychiatrie gegenüber den Homosexuellen im Dritten Reich
am Beispiel München**
Die Hauptstadt der Bewegung war schon vor 1933 ein Hort der Gegenauflärung und brunnigen Gedankenguts. Mit dem Verweis auf wissenschaftliche Forschungen entwickelten Universitätsprofessoren, Gedenkstätten und Rassenhygieniker Programme zur Züchtung einer »arischen Rasse«. Gedacht von Politik, Gesellschaft und Kirche wurden Vernichtungsphantasien vor 1933 zu Papier gebracht und danach in die Tat umgesetzt - Homosexuelle waren beliebte Forschungs- und Experimentierobjekte. Nicht wenige Forscher im Dritten Reich wandten sich der Erforschung der Homosexuellen zu - die Theorien und Ansätze, auf die sie sich stützten oder an denen sie sich rieben, wurden in München entworfen.
DM 4,-

Forum Homosexualität und Geschichte
München e. V.
Müllerstr. 43a, 80469 München

SCHWULES MUSEUM

Ausstellungen Archiv Bibliothek

Verein der Freunde eines Schwulen Museums in Berlin e.V.
Mehringdamm 61
D-10961 Berlin
www.SchwulesMuseum.de

Ausstellungsbüro: +49 - (0)30 - 6959 9050
Archiv & Bibliothek: +49 - (0)30 - 693 1172
Fax: +49 - (0)30 - 693 4037
e-mail: SchwulesMuseumV@aol.com

Vorschau 2001

Max Spohr (1850 – 1905): Verleger in Leipzig Volksaufklärung per Verlagspolitik

Ausstellung vom 7. April bis 2. Juli 2001

Max Spohr gründete seinen Verlag 1881 und verlegte ab 1893 schwule Emanzipationsliteratur; für lange Zeit war er der einzige Verleger, der sich systematisch homosexueller Literatur widmete. Darüber hinaus war Spohr 1897 neben Magnus Hirschfeld und anderen einer der Gründer des *Wissenschaftlich-humanitären Komitee (WhK)*, der weltweit ersten schwulen Emanzipationsorganisation. Die vom *Centrum Schwule Geschichte* (Köln) zusammengestellte Ausstellung präsentiert die Biographie von Max Spohr, die Arbeit seines Verlages und geht den Anfängen der Schwulenbewegung nach; gezeigt werden Originalausgaben von Büchern, Fotografien, Dokumente und zeitgenössische Kunst. Das Projekt wird unterstützt vom *Völklinger Kreis*.

Lesung mit Dr. Andreas Meyer-Hanno

Am Mittwoch, den 23. Mai 2001, 20:00 Uhr

Wir freuen uns, diese Lesung ankündigen zu können, in der Andreas Meyer-Hanno (*Hannchen-Mehrzweck-Stiftung, Homosexuelle Selbsthilfe e.V.*) aus verschiedenen im Verlag von Max Spohr erschienenen Titeln lesen wird, wie beispielsweise Elisarion von Kupffer: „Lieblingminne und Freudesliebe“ oder dem *Roman eines Konträrsexuellen*. Der Eintritt beträgt DM 10,00.

Lesbisch-schwules Stadtfest am Nollendorfplatz

Am Samstag/Sonntag, den 16./17. Juni 2001, jeweils 11:00 – 22:00 Uhr

Auch in diesem Jahr werden wir wieder mit einem Stand auf dem weithin bekannten und beliebten Stadtfest vertreten sein – voraussichtlich an der Ecke Fugger-/Kalckreuthstraße. Somit besteht die Möglichkeit, persönlich mit den Mitarbeitern des Schwulen Museums ins Gespräch zu kommen und sich direkt über die inhaltlichen Ziele, geplante Ausstellungen und weitere Aktivitäten zu informieren und auch Ergebnisse unserer bisherigen Projekte in Form von Veröffentlichungen, Ausstellungsplakaten etc. kennenzulernen.

Die Homosexuellengruppe *Gesellschaft für Reform des Sexualrechts* und das Berlin der 1950er Jahre

Ausstellung vom 14. Juli bis 18. November 2001

Gezeigt wird die Geschichte der Berliner Homosexuellengruppe *Gesellschaft für Reform des Sexualrechts (GfRdS)*, die von 1951 bis 1960 bestand. Durch den Fund der Vereinsakte im Landesarchiv Berlin können das Engagement der Gruppe und die Lebensläufe ihrer Mitglieder rekonstruiert werden, von denen während der Nazi-Zeit eine große Anzahl in Verfahren nach § 175 verwickelt waren. Dies mag ein Grund dafür sein, daß sich die *GfRdS* insbesondere in Gestalt ihres Rechtsberaters Werner Hesse so intensiv mit der Liberalisierung des § 175 befaßte. Zur Ausstellung erscheint im *Verlag rosa Winkel* Heft 3 der Reihe *Hefte des Schwulen Museums* mit ca. 50 S. und 30 Abbildungen.

Seite 2

Öffnungszeiten: täglich außer Di 14:00 bis 18:00 Uhr
Sa 14:00 bis 19:00 Uhr, Führungen Sa 17:00 Uhr
Bankverbindung: Konto-Nr. 0487615106
Postbank NL Berlin, BLZ 10010010

10. Lange Nacht der Museen

am Samstag, den 25. August 2001, 18:00 – 3:00 Uhr

An der mittlerweile 10. *Langen Nacht der Museen* werden auch wir uns wieder beteiligen und unseren Besuchern die Möglichkeit bieten, die aktuelle Ausstellung zur *Gesellschaft für Reform des Sexualrechts* bei einem interessanten und kontrastreichen Begleitprogramm zu erleben, das das Ausstellungsthema illustrieren und auch das derzeitige „Preußenjahr“ inhaltlich aufnehmen wird: Das lesbische Streichquartett „Quartetto arco iris“ wird mit höfischen Klängen an Preußen erinnern und der Berliner Couturier Klaus Schumann wird als Moderator einer 50er-Jahre-Modenschau Haute-Couture-Modelle der damaligen Zeit vorstellen; unter anderem zahlreiche eigene Entwürfe.

Zum 10. Todestag von Ronald M. Schernikau

Ausstellung vom 3. Oktober bis 18. November 2001

Ronald M. Schernikau, der im Oktober 1991 im Alter von 31 Jahren an AIDS starb, war Kommunist und Schriftsteller. Bekannt wurde er durch seine "Kleinstadtnovelle", die er als 17jähriger veröffentlichte, und die zum Kultbuch wurde. Sein Hauptwerk "Legende" beendete er 2 Wochen vor seinem Tod und wurde 1999 posthum veröffentlicht. Die Ausstellung zeichnet Leben und Schaffen Ronald M. Schernikaus nach und läßt ihm damit eine verdiente Würdigung zukommen.

Marlene und das Dritte Geschlecht

Hommage zu Marlene Dietrichs 100. Geburtstag

Ausstellung vom 5. Dezember 2001 bis 1. April 2002

Deutschlands einziger Weltstar ist *das* große Vorbild der schwul-lesbischen Gemeinde. Unsere Ausstellung will die vielfältigen Beziehungen beleuchten: Zwischen der Hollywood-Diva und ihren Fans; zwischen Marlene und ihren schwulen Freunden und ihren lesbischen Freundinnen.

Marlene Dietrich, die fröhliche Bisexuelle, changierte zwischen den Geschlechtern. Ihre androgyne Ausstrahlung verzauberte Männer und Frauen. Dieser Verzauberung spürt die Ausstellung nach und macht sie mit vielen Originaldokumenten sichtbar. Prominente erzählen, was sie an der Dietrich schätzen, gewöhnliche Homosexuelle geraten ins Schwärmen und kesse Väter schnippen, wie einst Marlene, an ihren imaginären Zylinder. Der 100. Geburtstag der Dietrich ist Anlaß, Verpflichtung und willkommene Gelegenheit, „unsere Marlene“ zu feiern und mit wehmütigem Spott einen Blick auf den Starkult des Kinos, auf die Traummaschine Hollywoods zu werfen.